Nr. 14 — Leipzig, den 6. April — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Gedichte von de Genestet. Aus dem Holländischen: 2. Der Gärtner war es doch! — Osterklänge in Lutherworten — Die sieben Kreuzesworte 7 — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 1. An der Arbeit der Aufklärung — Rembrandt als Erzieher — Die jüngste Vergewaltigung des Altkatholizismus in Bayern — Die evangelische Gemeinde Sofia — Berliner Arbeiterbibliothek: 3. Sozialistische Geschichtsdarstellung — Schwester Dora. Ein englisches Diakonissenleben 1 — Bücher und Schriften: Der Fuldaer Hirtenbrief; Was ists mit der Lehre vom Fegfeuer? — Zur Beachtung: Mitarbeiterverzeichnis; Probenummer; Einbanddecken; Nachbestellung bei der Post — Anzeigen

Gedichte von de Genestet

Aus dem Holländischen*)

2. Der Gärtner war es doch!

Ein Ostergedicht

Joh. 20, 15: Sie meinet, es sei der Gärtner...

War es der Gärtner nicht, der dort in Josephs Garten,
O tiefbetrübte Frau, so plötzlich vor dir stand?
Da nichts mehr als das Grab, darein sie ihn verscharrten,
Dein trauervolles Herz an diese Erde band?

War es der Gärtner nicht, der dich so freundlich fragte:
„Wen suchst du?" der dich gleich: „Maria!" traut gegrüßt?
Daß auf sein Wort das Licht in deiner Seele tagte,
Zum Paradiese ward, was öde lag und wüst?

Der Gärtner war es doch! denn all die zarten Triebe
Des Herzens blühten auf, die schon erstarrt im Tod,
Des Glaubens Knospen all, der Hoffnung und der Liebe
Bei diesem Heilandsgruß im Ostermorgenrot.

Sie dürsteten nach Tau, sie schmachteten nach Segen,
Die Keime heilger Kraft, im Herzen noch versteckt;
Sein Wort zog sie empor wie linder Frühlingsregen,
Wie Sonnenschein im Lenz, der frohes Leben weckt.

O unvergänglich Blühn, o selig Auferstehen,
Nicht nur zu flüchtgem Lenz, zu kurzer Sommerpracht!
Mag alle Blumenzier der Erde auch verwehen —
Die Seele stirbt nicht mehr, seit Er vom Tod erwacht.

Der Gärtner war es doch! Und wer auf dieser Erden
Den Mann am Grab nicht sah, Maria, so wie du,
Des Seele dürstet noch und kann nicht stille werden,
Des Blütengarten welkt dem ewgen Tode zu.

B v Sch

Osterklänge in Lutherworten

1. Korinther 15: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Weil Adam lebet (d. i. sündiget), verschlinget der Tod das Leben; wenn aber Christus stirbt (d. i. gerecht wird), verschlingt das Leben den Tod. Des sei Gott gelobet, daß Christus stirbt und Recht behält.**)

* * *

Es war ein wunderlich Krieg,
Da Tod und Leben rungen;
Das Leben behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
Wie ein Tod den andern fraß,
Ein Spott aus dem Tod ist worden.
Hallelujah!

* * *

Wir müssen glauben die Frucht der Auferstehung, was wir dadurch empfangen haben, nämlich Vergebung und Erlösung aller Sünden, daß Christus durch den Tod gegangen ist und dadurch die Sünde und Tod, ja alles, was uns schaden kann, überwunden hat.

* * *

Daß unser Herr Jesus Christus am dritten Tage auferstanden ist von den Toten, da gehöret ein starker, fester Glaube zu, der uns diesen Artikel stark, fest und gut mache. Die Worte „Christus von den Toten auferstanden" soll man wohl merken und mit großen Buchstaben schreiben, daß ein Buchstabe so groß sei als der Turm, ja als Himmel und Erden, daß wir nichts anders sehen, hören, denken noch wissen, denn diesen Artikel. Denn wir diesen Artikel im Gebet nicht darum sprechen und bekennen, daß es allein geschehen sei, wie wir sonst eine Fabel, Mährlein oder Geschichte erzählen, sondern daß es im Herzen stark, wahrhaftig und lebendig werde. Und das heißen wir glauben, wenn wir es uns so einbilden, daß wir uns ganz und gar darein stecken, eben als sei sonst nichts anders geschrieben denn: Christus ist erstanden.

* * *

Wir haben die tröstliche Verheißung, den Christen gegeben, so da geschreckt werden durch den Tod und allerlei Unglück, daß sie können trotzen wider den Teufel und die Welt und sagen: Wenn du mich tötest, so tötest du mich nicht, sondern hilfst mir zum Leben; begräbst du mich, so reißest du mich aus der Asche und Staube gen Himmel. In Summa, dein Zorn und Toben ist eitel Gnade und Hilfe. Denn du giebst mir nur Ursache und den Anfang, daß mich Christus zum Leben bringet, wie er hier spricht: Ich lebe, und ihr sollt auch leben.

* * *

Christus hat die Sünde gemordet, den Tod verschlungen und die Hölle ausgelöscht ewiglich.

* * *

Christus lebt; wenn er nicht lebete, wollt ich keine Stunde leben, aber er lebet, und ich soll auch leben.

* * *

---

*) Ueber den Dichter folgen nähere Mitteilungen.

**) Dieses Wort befindet sich mit der Unterschrift „Martinus Luther D. 1543" als Autograph des Reformators in der Erfurter Lutherzelle aufbewahrt. Die folgenden Aussprüche sind aus verschiednen Predigten und Schriften Luthers gesammelt.

Wir sollen uns gewöhnen, im Glauben den Tod zu verachten und als einen tiefen, starken, süßen Schlaf anzusehen, den Sarg nicht anders denn unsers Herrn Christi Schoß und Paradies, das Grab nicht anders denn als ein sanft, faul Ruhebette zu halten, wie es denn vor Gott in der Wahrheit also ist.

* * *

Alle, die an Christum glauben, sind des Todes Herren und der Tod ihr Unterthan, ja ihr Uebelthäter, den sie richten und abthun sollen, wie sie denn thun im Sterben und am jüngsten Tage.

* * *

O Herr, durch dein Kraft uns bereit
Und stärk des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hier ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen!

O A

Die sieben Kreuzesworte

7

Es ist vollbracht. Joh. 19, 30

Das ist ein Wort aus zwei Welten, wie es auf ihrer Grenzscheide gesprochen ist. Dort schwindet die Nacht; das heiße Ringen, die schwere Arbeit ist zu Ende; aufatmet die befreite Seele: Ich bin hindurch! Hier bricht der Tag an; eine unendliche Zukunft, die Frucht all der Arbeit thut sich auf; triumphirend verkündet der Sieger: Das Ziel ist erreicht! Ergreift das Wort dort als aus der Tiefe dringendes Bekenntnis beendeten schweren persönlichen Leidens, so erhebt es hier als in die Weite weisende Verkündigung vollendeten weltgeschichtlichen Werkes.) So sehen wir in diesem letzten Wort sich schon Ostermorgenluft streiten und mischen mit der Golgathanacht.

Es ist vollbracht! Schwerwiegendes Wort voll ernstester Erfahrung! Nachzittern in ihm all die Entbehrungen, Kämpfe, Schmerzen, nicht äußere nur, sondern vor allem seelische, aus denen für Jesus das Erdenleben, soweit es eben Erdenleben war, sich zusammengesetzt hatte, fast unausdenkbar für uns, die wir selber von der Erde sind; und es berichtet, daß er das alles getragen und überstanden hat, ohne unter der Last zu erliegen, ohne irre zu werden an seinem Gott, irre an seinem Beruf. Es ist vollbracht! Kühnes Wort zuversichtlichen Glaubens, der die ganze Zukunft umspannt! In ihm leuchtet sie auf bis in die Ewigkeit hinein, wie sie die Folge der endgiltigen Lösung der Jesu gestellten Aufgabe ist: die Erde, ihre Sünde und ihr Elend ist überwunden; die Liebe Gottes ist sieghaft geoffenbart; nichts ist mehr zu thun übrig; niemand kann diesem Werke noch etwas zusetzen; nie kann es wieder ungeschehen gemacht werden; die ganze Zukunft wird nur die Entfaltung dessen sein, was jetzt unaustilgbar eingesenkt ist in die Menschenwelt.

Wunderbar sind so Karfreitag und Ostern zusammen versiegelt in diesem letzten Wort, versiegelt der eine bis zu seinen letzten Vorläufern, bis zu seinen letzten Wirkungen das andre.

Karfreitag und Ostern, die beiden größten Festtage der Christenheit, haben sie nicht ihren Wiederschein in jedem Menschenleben mit seinen Nächten und Tagen, seinen Schmerzen und Wonnen, seinen Kämpfen und Siegen, seinem Sterben und Leben? Und ob diese Gegensätze uns oft den Glauben an den Einen Gott im Himmel und das richtige Gleichmaß des Lebens hienieden zu zerstören drohen, — indem sie Christus, in dessen Leben sie in schroffster Spannung einander gegenübertraten, in einem Wort verbindet, sagt er uns allen, daß sie zusammengehören, daß keines sei ohne das andre:

Kein Ostern ohne Karfreitag!
Kein Karfreitag ohne Ostern!

Kein Ostern ohne Karfreitag. So trifft es zunächst bei Christus zu. Sein Auferstehen zu verklärtem, geistigem, über Zeit und Raum erhabenem, an jede Art und jedes Bedürfnis sich anpassendem Leben war bedingt durch sein Sterben, das Abstreifen dessen, was endlich an ihm war. Die unvergängliche, unzerstörbare, den Tod besiegende Kraft seines Lebens konnte er nur vor aller Welt bezeugen, indem er in des Todes Schloß, indem er durch den Tod hindurch ging. In der Treue bis in den Tod allein konnte er eine die Herzen bezwingende Liebe, im Gehorsam bis in den Tod allein eine unzerreißbare Gottesgemeinschaft bewahren und so der Menschen Heiland werden, in der Kraft jener Liebe ihnen allzeit nahe und des Vaters Liebe verkündend, in der Kraft dieser Gottesgemeinschaft sie allzeit zu Gott führend und mit Gott vereinend.

Was bei dem Haupte galt, gilt auch bei uns, den Gliedern. Zuerst kein Ostern ohne jenen Karfreitag von Golgatha! In ihm ist für jeden, der sich gläubig unter das Kreuz stellt, aber auch nur für ihn, kraft einer auf Thatsachen, die unaustilgbar in der Weltgeschichte Blättern stehen, beruhenden, nicht aus Gedankenfäden, die jeder Sturmwind zerreißen kann, gesponnenen Ueberzeugung, des Todes Macht vernichtet, der Sünde Stachel zerbrochen. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei gedankt, der uns den Sieg gegeben hat in Christus!“ bezeugen wir mit Paulus. Sodann aber auch kein Ostern ohne einen Karfreitag im eignen Leben! Ohne den Karfreitag des alten Menschen, den wir kreuzigen mit seinen Lüsten und Begierden, kein Erstehen des neuen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffner Gerechtigkeit und Heiligkeit. Ohne den Karfreitag der zerstörten Erdenträume kein gläubiges und hoffendes Eingehen in die Herrlichkeiten der ewigen Welt. Ohne den Karfreitag, da der eigne Wille zerbricht, kein Osterfriede, der da atmet: Dein Wille ist mein Wille. Ohne den Karfreitag, der uns prüft und heimsucht, kein Stählen, kein Verklären unsrer Kraft zu einer allüberwindenden.

Unter Leiden prägt der Meister
In die Herzen, in die Geister
Sein allgeltend Bildnis ein.

Ohne den Karfreitag in der Erfurter Klosterzelle hätte der Christenglaube, ohne den Karfreitag von Jena im Jahre 1806 hätte die deutsche Nation kein Ostern erlebt. Stehen wir vielleicht wieder vor der Erfüllung desselben Gesetzes, das so in der Weltgeschichte gilt, wie im Einzelleben?

Aber wie das ein Ostern ankündigende „Es ist vollbracht“ immer zugleich einen Karfreitag abschließen muß, so giebt es auch kein über einem Karfreitag ausklingendes „Es ist vollbracht,“ das nicht zugleich ein Ostern verheißen würde. Kein Ostern ohne Karfreitag, aber auch kein Karfreitag ohne Ostern!

Welch ein hoffnungsloser Augenblick, als der, von dem sie gehofft hatten, er sollte Israel erlösen, von Israels Führern ans Kreuz geliefert, das Haupt neigte und verschied. Als sie ihn am Abend begruben, begruben sie ihre Hoffnungen, ihr Leben mit. Aber siehe, er war nicht tot. Er war nur zu einem höhern Leben durchgedrungen; und überwältigend bezeugte er dies Leben an den Seinen, sodaß sie wieder an ihn glauben lernten: mitten unter ihnen, so oft sie in seinem Namen versammelt waren; sie füllend mit Gottesfrieden des Gewissens und Siegeskraft gegen Sünde und Welt. Dem trostlosesten Karfreitag folgte das herrlichste Ostern.

Und wie oft seitdem hat die Welt dem damals Erstandenen wieder den Tod bereitet! Aber ob seine geschworenen Feinde ihn schon tot und den Stein des Unglaubens, versiegelt mit der Tagesweisheit letztem Spruch, auf ihn gewälzt wähnten, oder ob falsche träge Freunde ihn begraben hatten hinter den Steinen äußerer Satzungen, auf denen sie Trugbilder und Buchstaben zum Ersatze schufen — die Menschheit hat nie vergeblich gefragt: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür? Kein Karfreitag ohne ein Ostern!

Und nun wiederum wie vorhin: was bei dem Haupte gilt, gilt auch bei uns, den Gliedern. Seit jenem Ostern giebt es für den, der aus der Kraft zehrt, die dort den Karfreitag überwunden hat, keinen Karfreitag ohne Ostern! Die Sünde mag dich immer wieder fällen und deine besten Vorsätze töten; das Leid der Welt, Not und Elend mag dich und dein Glück begraben; die fortschreitenden Erkenntnisse, die Entwicklung deiner Anschauungen mögen manche liebgewonnene und altgewohnte Meinungen zu den Toten legen: sei getrost, zittere und verzage nicht! Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet: kein Karfreitag ohne ein Ostern. Ringst du treu und suchst du demütig und aufrichtig, beugst

du dich geduldig und blickst du mutig hinaus — auch deiner wartet der Augenblick mit dem Siegesruf: Es ist vollbracht! Und der Ostergruß wird dich erlösen und zurechtführen: Was suchet ihr ihn bei den Toten? Er ist nicht hier; er ist auferstanden.

Immer wieder mag im Laufe der Weltgeschichte altes Leben in Trümmer sinken, — christliche Völker sterben nicht: kein Karfreitag ohne Ostern; neues Leben blüht aus den Ruinen. Und sollte dabei viel unschuldig Blut vergossen werden, sollte Wahn und Sünde eine Zeit lang triumphiren; was gesund, was wahr, was recht und gut ist, wird doch zuletzt wieder zum Siege dringen, geläutert, abgeklärt, gekräftigt durch die Prüfung, wenn anders die Zeit der Leiden getragen ist wie ein Karfreitag. Und staunend werden wir bekennen: Des Herrn Rat ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus! Immer wieder wird das letzte Wort des Herrn der neuen, sich in die Ewigkeit hinein entwickelnden Welt siegend hindurchdringen: Es ist vollbracht.

Und breiten sich einst die letzten, die dunkelsten Schatten über dein Leben, ist der Karfreitag hereingebrochen, der erst endet, wenn das Haupt im Tode sich neigt, dann laß dich nicht verwirren durch seine Rätsel: kein Ostern ohne Karfreitag; und laß dich nicht bannen durch seine Schrecken: kein Karfreitag ohne Ostern! Denke an jenen Karfreitag von Golgatha, dann wehen Osterlüfte um dich, und dein letzter Seufzer, verbindend die zwei Welten, auf deren Grenze du stehst, fließt zusammen, mit seinem letzten Kreuzeswort: Es ist vollbracht. v S

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

Uebersicht: 1. An der Arbeit der Aufklärung; 2. In der Schule Luthers; 3. Zinzendorfs Beruf; 4. Zinzendorfs Gemeinden; 5. Zinzendorfs Frömmigkeit; 6. Die mährische Kirche; 7. Zinzendorfs Pietismus und die soziale Frage*)

1. An der Arbeit der Aufklärung

Der Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, geboren 26. Mai 1700, gestorben 9. Mai 1760, ist bei aller Eigenartigkeit seiner christlichen Erkenntnisse und Lebensziele keine durchaus vereinzelte Erscheinung in der Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Zunächst zeigt er, der Beschützer mährischer Emigranten sowie religiös aufgeregter Personen und Gruppen verschiedenartigsten Gepräges, sich als Genosse der vielen kleinen Fürsten und Herren, die ihre Höfe und Besitztümer im siebzehnten Jahrhundert gleichen oder ähnlichen Bestrebungen als Zufluchtstätten geöffnet hatten. Ihre Zahl war nicht gering. Die Wirren der Religionskriege hatten eine Fülle von frommer Unzufriedenheit und Schwärmerei großgezogen. Je mehr aber in den größern Staaten das System der Territorialherrschaft sich verfestigte und nach dem Grundsatz „Wes das Land, des der Glaube“ jenen Auswüchsen der Raum immer enger wurde, um so mehr sahen sich die kleinen Herren bewogen, alle Sonderlinge unter ihren Schutz zu nehmen. Denn das Selbstgefühl mittelalterlicher Zügellosigkeit wurde diesen Reichsfreien mit jedem Jahrzehnt in fühlbarere Schranken zurückgewiesen. In der Begünstigung einer Art von religiöser Freizügigkeit bot sich ihnen noch erwünschte Gelegenheit, in unschuldigen Formen die alte Selbstherrlichkeit auszuüben.

Allein diese dem Wirken Zinzendorfs vergleichbaren Erscheinungen fingen an, der Vergangenheit anzugehören. Vom Beginn des neuen Jahrhunderts an vernimmt man immer deutlicher den Ruf nach religiöser Duldung. Der Morgen der Aufklärung dämmert heran. Mit ihr werden jene Schutzbestrebungen allmählich überflüssig. Zugleich aber kündigt sich die neue Zeit darin an, daß die ausschließliche Führung auf religiösem Gebiete den Händen der Theologen entgleitet und in die von kirchlichen Laien übergeht. Schon früher hatten einzelne Mildergesinnte im Streit der Theologen und in der Sehnsucht nach Frieden sich unmittelbar an die Fürsten gewandt: theologi enim surdi sunt (denn die Theologen sind taub). Vollends aber wird dieser Umschwung deutlich, wenn wir an die Deisten in England (seit etwa 1625), auf dem Festlande aber an die beiden großen Staatsmänner Hugo Grotius (gestorben 1645) und den Freiherrn von Leibnitz (gestorben 1716) denken.

Die beiden genannten Arten von Fürsten- und Laienthätigkeit in religiösen Angelegenheiten treten in einzelnen Bemühungen Zinzendorfs ganz klar hervor. Er hat sich mit dem Gedanken getragen, ein ehemaliges Reichslehen seiner Familie, Unterbirg in Franken, zu erwerben, um dort in voller Ungebundenheit seinen christlichen Zielen leben zu können. Noch in der Zeit, als sich seine Brüdergemeinden schon weit ausgebreitet hatten, hat er dem Grafen von Büdingen einen hohen Kaufpreis „für Leustadt oder ein andres reichsfreies Gut“ angeboten, offenbar in der Absicht, dort für seine Gemeindestiftung Reichsfreiheit beanspruchen zu können. Und die wiederholten Streitigkeiten zwischen den Gemeinden und den verschiedensten Landesregierungen — Sachsen, Holstein, Büdingen — finden hier ihre einfachste Erklärung. Denn regelmäßig handelt es sich darum, daß entweder jene den Huldigungseid und die Befolgung einzelner staatlicher Vorschriften ablehnen oder diese in den Niederlassungsvertrag eine Klausel einfügen, die eine unmittelbare Abhängigkeit von der Autorität des Grafen ausschließen würde.

Anderseits hat das Ideal eines „christlichen Ministers“ Zinzendorf Jahre hindurch vorgeschwebt. An den Kronprinzen von Dänemark, der im Jahre 1730 als Christian VI. den Thron bestieg, knüpften sich hier seine Hoffnungen. Dieser streng pietistisch gesinnte Herr schien ihm die geeignete Persönlichkeit, seinen Gedanken in weitem Umfange Raum zu schaffen:

> Da dachte ich hernach in Dero ganzem Königreich vor meinen Heiland Platz zu gewinnen. . . Denn . . ich möchte gern Jesum vor vielen Tausend predigen. Das scheint uns Menschen unmöglich; darum habe ich schon zwanzig Jahre gewünscht, ihm in einem ganzen Königreich Bahn zu machen.

So schreibt der Graf im Jahre 1728. Er will also den Plan schon als achtjähriger Knabe erfaßt haben. Als ein verständliches Lebensziel wird er ihn sich aber damals nicht gedacht haben. Derselbe ist auch über das Stadium voller Unklarheit nie hinaus gediehen. Denn ein Minister, der mit weltlichen, d. i. staatlichen Geschäften unverworren zu bleiben entschlossen war, der den ihm verliehenen Danebrogorden mit der pikanten Erklärung hinnimmt: „Ich würde um meines Heilands willen ein Lakai,“ ist jedenfalls eine seltsame Erscheinung.

Wir werden für diese Unklarheit erst weiterhin die genügende Erklärung finden. Hier dürfen wir nur feststellen, daß doch nicht bloß der Widerspruch seiner Verwandten den Grafen am Eintritt in eine geistliche oder kirchliche Berufsthätigkeit gehindert hat. Vielmehr wurden dahin zielende Absichten schon von eignen hochfliegenden Träumen verschiedenster

---

*) Vgl. Bernhard Becker, Zinzendorf im Verhältnis zu Philosophie und Kirchentum seiner Zeit. Leipzig, Hinrichs, 1886. Albrecht Ritschl, Geschichte des Pietismus. Dritter Band. Bonn, Marcus, 1886, S. 195—438. Hermann Tietzen, Zinzendorf. Gütersloh, Bertelsmann, 1888. Die neueste Biographie des Grafen findet sich im zwölften Bande der Calwer Familienbibliothek: K. Ostertag, Graf von Zinzendorf. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1888; 247 S., gebunden 2 Mark. Dem Verfasser sind wenigstens die beiden ersten der vorgenannten Arbeiten nicht unbekannt gewesen. Aber er hätte mehr aus ihnen lernen können, als er gethan hat. Er schließt mit der Mahnung: „Statt ihn mit andern der Kirche geschenkten Vorbildern zu vergleichen, zu messen und zu wägen, ahmen wir lieber ihm nach, so weit er Christi Nachahmer war.“ Doch ohne zu vergleichen, zu messen und zu wägen, können wir der Forderung nicht nachkommen, alles zu prüfen, aber nur das Beste zu behalten. D B

Anmerkung des Herausgebers. Daß ich einen Aufsatz von so außergewöhnlichem Umfang aufgenommen habe, muß er selber rechtfertigen. Könnte ich den Schlußartikel vorausschicken, so würde das Rechtfertigung genug sein. Aber die Bildung eines richtigen Urteils über Zinzendorf ist überhaupt eins der wichtigsten Erfordernisse für die evangelische Kirche der Gegenwart. Und dazu mitzuhelfen halte ich das ernste Wort des Verfassers für besonders geeignet. Unsern Freunden und Lesern in der Brüdergemeine brauche ich nicht zu sagen, daß, wo wir Kritik an Zinzendorf üben, dies nicht ihr zu Leide geschieht. Eine Beurteilung, die mit den höchsten christlichen Maßstäben mißt, kann nach allen Seiten hin nur fördernd wirken. D H

Art durchkreuzt. Diese Träume aber gewinnen Gestalt, zwar nicht in dem reichsfreien Lande eines Duodezfürsten oder der wunderlichen Wirksamkeit eines christlichen Ministers, wohl aber in der freien Thätigkeit zur Beförderung religiöser Aufklärung.

Leibnitz begründet einmal brieflich seine kirchliche und religiöse Wirksamkeit mit den Worten:

Von dem Haufen der Theologen ist nichts zu erwarten. Diese Herren haben so ihre eignen Maximen und Gesichtspunkte, die manchmal mehr mit ihren Vorurteilen und Leidenschaften, als mit dem Wohl der Kirche stimmen. Die Meinung eines gelehrten, frommen und um den Staat verdienten Laien pflegt bei den Anhängern der verschiedenen Parteien größeres Gewicht zu haben als die durchdachteste Disputation auch des berühmtesten Theologen, der schon durch seinen amtlichen Charakter den Gegnern verhaßt ist.

Ganz entsprechend spricht sich wiederholt Zinzendorf aus:

Es haben sich die meisten Schriftgelehrten bei den vernünftigen Leuten verdächtig gemacht, daß sie entweder aus Eigennutz oder aus Stupidität theologisiren. . . . Darum müssen Politiker auftreten, die der Religion nicht benötigt sind, um sich in der Welt fortzubringen, die nicht glauben würden, wenn sie nicht überwunden wären, die der Religion spotten würden, wenn sie nicht Weisheit wäre.

Man ist zunächst erstaunt, den Grafen, den man sich als den entschlossensten Gegner der Aufklärung vorstellt, in solcher Gesellschaft anzutreffen. Allein hier hat er gewußt, was er wollte. Denn eben inmitten der praktischen Philosophen hat er gemeint am besten durch die Welt zu kommen. Er möchte bei ihnen nicht ohne Not lächerlich werden, hegt vielmehr entschieden Sympathie für diese Männer,

die sich in vita communi ohne Vorurteile zu denken, zu reden und zu handeln angelegen sein lassen, nach der Natur der Sache und mit der Absicht, ihren übrigen Mitkreaturen wo nicht nützlich, doch so wenig als möglich beschwerlich zu fallen.

Als einer der Ihrigen will er, ein „deutscher Sokrates,“ in Dresden bescheidene Gedanken eines christlichen Philosophen seinen lieben Mitbürgern wöchentlich mitteilen (1725). Als solcher veröffentlicht er im „Passagier“ (1739) „Sonderbare Gespräche zwischen einem Reisenden und allerhand andern Personen von allerlei in der Religion vorkommenden Wahrheiten“ oder legt (1747—49) „verständigen“ Lesern „Naturelle Reflexionen über sich selber“ vor. Es ist klar, an jenen gesunden Menschenverstand will er sich hier überall wenden, der in jenen Tagen so fröhlich und selbstbewußt die Eierschalen einer alternden Ueberlieferung auf allen Gebieten des Lebens durchbrach und sich vermaß, mit der eignen „Vernunft“ im Fluge eine neue Welt zu erbauen. Und kann es uns denn Wunder nehmen, unter all den „weltlichen“ Aufklärern hier einmal auch einem „geistlichen“ zu begegnen? Denken wir doch ja nicht zu gering von der religiösen Denkarbeit jener Zeit. Wenigstens soweit wir Deutschland in Betracht ziehen, ist es ihr gewiß aus der Seele heraus gesprochen, wenn Zinzendorf erklärt:

Ein vernünftiger Mensch soll nicht ungläubig und ein gläubiger Mensch nicht unvernünftig sein.

Vernunft und Gemüt oder Denken und Glauben sollen in eine „wagerechte Gleiche“ gebracht werden. Nur durch eine gegenseitige Anerkennung kann das gelingen. Sobald nun innerhalb dieser Gegenseitigkeit der Nachdruck auf die Betonung der Selbständigkeit des zweiten Gliedes fällt, gerät Zinzendorf von andern Voraussetzungen aus in Streit mit seinen aufgeklärten Genossen. Aber nicht nur ist er mit ihnen in der Wertschätzung eines selbständigen, von aller Ueberlieferung unbeeinflußten Denkens einverstanden, sondern es ist sein ernstes Bemühen gewesen, auch über die Religion vernünftig, „nach der Natur der Sache,“ nachzudenken. Ueber lauter konfessionellen Bekenntnissen und theologischen Schulstreitigkeiten schien die Religion selbst, über lauter Formeln die Sache dem Auge der Zeitgenossen fast entschwunden. Die Lage wird durch Friedrich von Logau in folgenden Versen treffend gekennzeichnet:

Luthrisch, päpstlich und kalvinisch,
Diese Glauben sind entstanden;
Nur Ein Zweifel bleibt noch übrig:
Wo das Christentum vorhanden?

Die Sache selbst mußte wieder entdeckt werden. Die Frage nach dem Wesen der Religion beschäftigte die Zeitgenossen. Wenn Zinzendorf ihr ein ernstes, anhaltendes und, wie sich zeigen wird, nicht erfolgloses Nachdenken gewidmet hat, so steht er ebenso unter dem Einflusse der Gedanken, die die Zeit bewegten, wie er im besten Sinne sich an ihrer Arbeit beteiligt. Unter solchen Umständen aber drängt sich die Frage auf, wie weit sich dieser Einfluß bei ihm verfolgen läßt, mit andern Worten, ob der Graf lediglich in der formellen Fragestellung oder ob er auch in der sachlichen Antwort, die er in seinem Reden und Handeln giebt, Gedanken, Grundsätze, Stimmungen erkennen läßt, die der Aufklärung in besonderm Sinne eigen sind.

Fangen wir mit scheinbaren Aeußerlichkeiten an. Religiöse Toleranz gehörte zu den Losungsworten jener Zeit. Die Wirksamkeit des Rechtslehrers Thomasius in Leipzig und Halle (starb 1728) war in dieser Beziehung von entscheidender Bedeutung. Zinzendorf war ihm auch persönlich wohlbekannt. Und wiewohl ihm die Gefahren nicht verhüllt blieben, welche die rückhaltlose Durchführung jenes Grundsatzes mit sich brachte, hat er ihn doch jederzeit als bindend anerkannt. Er hat mit römischen Katholiken freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Seine Gemeinden baute er gleichmäßig auf dem Boden der verschiedenen evangelischen Kirchen an. In ihnen wurden nicht nur Sektirer und Separatisten in buntestem Gemenge freundlich aufgenommen, sondern er hat sie sogar ausdrücklich als Zufluchtstätten für diese angesehen. Allerdings waren in allen diesen Fällen noch besondere Antriebe für ihn maßgebend. Aber er hat den Grundsatz doch auch unmittelbar verteidigt. Für bedrückte sektirerische Schwenkfelder legte er bei Kaiser Karl VI. Fürbitte ein mit der Begründung, die Seelen der Menschen zu überzeugen, seien die leiblichen Mittel unvermögend. Und paradox, aber schlagend drückt er sich so aus:

Sobald man die Maxime der Toleranz aufhebt, sobald ist man nicht imstande, die Frage der Brahmanen zu beantworten, warum Gott nicht den Teufel totschlägt, wenn er ihm so im Wege ist.

Die Kehrseite dieser geforderten religiösen Duldung ist die Verwerfung alles Glaubenszwanges. Dieser Gegensatz spitzt sich natürlich in schroffem Widerspruch gegen die Schultheologie der Orthodoxen zu. Auch in diesem Widerspruche begegnet sich Zinzendorf mit den Vertretern der Aufklärung. Er scheut sich nicht, ihn in die härtesten Ausdrücke zu kleiden. Er erklärt sie alle für Narren und Blinde, die die Grundlage seiner Theologie nicht binnen 24 Stunden verstehen können. Die entgegenstehende kirchliche Schullehre hat kurzweg der Teufel erfunden. Und auch soweit er Verständnis für ihre Herkunft beweist, z. B. den in ihr maßgebenden Gottesbegriff auf die Nachwirkungen griechischer, heidnischer Philosophie zurückführt, empfindet er doch allem Anscheine nach nirgends das Bedürfnis, diese Herleitung irgendwie als Entschuldigung offenbarer Mißgriffe gelten, also den Zwang eines geschichtlichen Zusammenhanges ihr zu gute kommen zu lassen. Ein übermütiger, wegwerfender Ton verbindet sich in Zinzendorfs zahlreichen Streitschriften mit einer anmaßenden Selbstüberhebung. Diese berührt aber umso peinlicher, als die neuen Erkenntnisse des Grafen fast regelmäßig wie Offenbarungen, unter Angabe von Zeit und Stunde ihres plötzlichen Aufleuchtens, nicht aber als Erwerb ruhiger geistiger Arbeit eingeführt werden. Er erkennt ja rückwärts, namentlich in Luthers Werk, eine geschichtliche Vergangenheit an, auf der er weiterbauen will. Aber er ruft sie immer nur hinterher als Zeugen für das gute Recht seiner Anschauungen auf. Denn er wäre das, was er ist, und hätte das, was er hat, auch ohne die Schultern, die ihn tragen. Der gräfliche Stand und das Selbstbewußtsein des Gemeindestifters sind an diesem Hochmute beteiligt. Aber es wird nicht mehr als billig sein, in allen diesen Fällen zugleich an den Uebermut zu erinnern, in dem die Männer der Aufklärung nur noch Blicke und Worte des Mitleids für das umnachtete Leben und Denken der Vorfahren übrig hatten.

Denn viel weniger in einzelnen Lehren als in der allgemeinen Stimmung zeigt sich Zinzendorf als ein Kind seiner Zeit. Er ist im Pietismus aufgewachsen. Erst Speners, dann Franckes Einfluß hat seine Erziehung geleitet. Und er hat ein gelehriger Schüler sein wollen. Er ist auf die weltflüchtige Seite dieses Christentums mit bewußtem Streben eingegangen. Eine lange andauernde Scheu vor der Berührung mit den sogenannten

Mitteldingen bezeugt er von sich selbst. Er hat wohl als Student in Halle den Heiland gebeten, ihm im Reit- und Tanzunterricht rechte Geschicklichkeit zu verleihen, damit er dieser lästigen weltlichen Uebungen möglichst bald überhoben werde. Aber für die Schrecken Jehovas, womit man die Sünder aufzuwecken pflegte, verlor er schon früh das Verständnis. Der Bußkampf, den die Hallischen Pietisten als Erweis der Bekehrung forderten, erwies sich ihm nach unsicherem Schwanken als eine ungerechtfertigte Vorschrift. Und schließlich langt er bei folgenden Versen an, die sein Urteil über die pietistische Frömmigkeit zusammenfassen:

Dasselbe wertgeschätzte Volk, Gerechnet zu der Zeugenwolk,
Das singt, wenn seine Stunde da, Gar selten ein Hallelujah;
Wenn sie das Leben rekapituliren So geht es an ein Lamentiren;
Man kämpft, und wenn man siegt So wird man halb vergnügt;
Man weint, man klagt, man thut, als ob der letzte Tag
Von etlich tausend bösen Tagen der schlimmste unter allen sei.

Solchem trübsinnigen Christentum gegenüber hat Zinzendorf schon früh die Entdeckung gemacht, daß die religiöse Frage die Frage der Glückseligkeit ist:

Wenn ich meine Gedanken sagen soll, was eine Religion ausmacht, nämlich eine jede, die auf den Namen der Religion prätendiren kann, so besteht's darin, daß die Menschen von einer Religion zusammen verstanden sein müssen über dem, was die Seligkeit ist, alsdann sind sie auch bald über die Mittel einverstanden. Wer glaubt, daß man in jener Welt alle Vergnügen der Sinnen haben kann, und darum hier enthaltsam leben muß, der ist in der türkischen Religion.

Es kommt darum auch im Christentum nicht so sehr darauf an, „daß man fromm sei, sondern daß man glückselig sei." Und diese Seligkeit ist so durchaus die Hauptsache, daß sie zugleich die Voraussetzung alles Uebrigen wird:

Wir werden nicht darum selig, weil wir gehorsam sind, sondern wenn wir gehorsam sind, sind wir nur Leute, die selig sind.

Diese Sätze sind mehr als ein bloß theoretischer Fund: Sie sind der Ausdruck von Zinzendorfs praktischer christlicher Lebensanschauung. Dieser Mann hat es vermocht, allem schwermütigen, kopfhängerischen Wesen gegenüber die Erfahrung christlicher Seligkeit und Freiheit in schönster Weise auszusprechen.

Fröhlich, selig, alle Tage munter und aufgeräumt sein, unter Zentnerlasten immer wieder Neigung fühlen, sich zu raffen und durchzubrechen, so soll es mit uns sein. Wir sollen freie Herzen und grundselige Menschen sein, daß uns nicht leicht etwas werfen kann; und wenn man auch äußerlich uns noch so gepreßt sieht, so muß unsre gut fundirte Seligkeit und in Christo Freiheit bald wieder durchscheinen. Das ist der Charakter eines Kindes Gottes, eines erlösten, seligen Menschen.

Was das ist, einen Berg wegheißen? (Matth. 17,20.) Ich glaube, der Heiland hätte können ebenso gut von einem Hause reden oder von einem Ufer des Sees oder von einem Fluß, dessen Bette geändert wird: die Sache geht aber aufs Wegräumen der Dinge, die sich in den Weg überhaupt legen. Das ist die Glückseligkeit eines Knechtes, einer Magd Jesu in ihrem Amte, daß sie die Macht haben, alle realen Schwierigkeiten, die dem Heiland auch Schwierigkeiten sind, wegzudenken, so oft wir wollen.

Das sind Worte, in denen sich Zinzendorf zu der freien Höhe aufschwingt, auf der der Glaube eines Paulus oder Luther wandelt. Aber das scheinbar Gleiche ist in beiden Fällen verschieden begründet und demgemäß auch von abweichenden Umständen begleitet. Allerdings Seligkeit ist die Grundstimmung von Zinzendorfs Christentum gewesen. Aber seiner eignen Aussage zufolge hat er erst verhältnismäßig spät, im Jahre 1734 (bez. 1732) die Versöhnung durch Christus als ein wertvolles Gut schätzen gelernt. Hat er aber den wesentlichen Gehalt der obigen Sätze schon weit früher als seine Ueberzeugung aussprechen und vertreten können, so fehlt für Zinzendorfs Stimmung die Grundlage, worauf der Apostel und der Reformator die Seligkeit ihres Glaubens gesichert wußten. Man sieht sich also darauf angewiesen, für sie nach einem andern Ursprunge zu suchen. Läßt sich ein solcher finden, so wird er als eine, vielleicht verborgene Unterströmung maßgebend bleiben auch für spätere Zeiten, in denen sich dem Grafen jener Zusammenhang zwischen Seligkeit und Versöhnung innerhalb des Christentums enthüllt haben wird.

Es ist die allgemeine Stimmung der Aufklärungszeit, die Zinzendorfs Frömmigkeit beherrscht.

Ueber den Zeiten des ältern Pietismus hatte es wie ein schwüler, geistiger, darum auch religiöser Druck gelegen. Sie hörten noch immer die nur langsam verhallenden Donner der Religionskriege. Ihre Schrecken hatten sich den Gemütern aufs tiefste eingeprägt. Die Rohheit und Verwilderung, die sie hervorgerufen und zurückgelassen hatten, untergruben ebenso das Vertrauen in die menschliche Güte, wie sie als Rückschlag ein hartes, gesetzliches Christentum zu fordern schienen. Sehnsüchtig, aber ängstlich und scheu schauten diese Christen nach bessern Zeiten der Kirche aus. Man könnte sagen: diese bessern Zeiten kamen. Ein frischer Lebensmut ergreift und erfüllt das Geschlecht des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts. In einem vielgelesenen Erbauungsbuche, seiner Theodicee, verkündet Leibnitz die in Gott begründete ewige Harmonie alles Seienden und lehrt diese Welt verehren als die beste unter allen möglichen. Recht bezeichnend schreibt er einmal:

Augustin besaß ein misanthropisches, grämliches Gemüt. Lehren, unter denen Gottes Güte zu leiden droht, liebe ich nicht. Ich liebe die tragischen Ausgänge nicht, wo alles schließlich in den Abgrund stürzt; ich möchte alle selig wissen und gestehe, daß ich mich hierin zu Origenes neige.

Das allgemeine Wohl, die Glückseligkeit, war plötzlich das Ziel aller Menschenfreunde geworden. Und, daß wir es nicht vergessen, diese Stimmung wußte sich getragen von einem freudigen Gottvertrauen, über das wir Heutigen mit unserm Pessimismus und Weltschmerz am allerwenigsten die Achseln zu zucken berechtigt sind. Aber allerdings das Bewußtsein der Versöhnung durch Christus war nicht die Grundlage dieser Stimmung. Es sollte vielmehr alles natürlich, angeboren sein. Die Liebe oder Güte Gottes wurde als eine selbstverständliche Wahrheit angepriesen, zu deren Aneignung es keiner geschichtlichen Vermittlung bedürfe. Die Folge war neben einem Betonen äußerer Ehrbarkeit und bürgerlicher Tugenden eine Oberflächlichkeit im sittlichen Urteil, der wiederum Leibnitz im Gegensatz zu Augustins Rede von den glänzenden Lastern der Heiden in den Worten Ausdruck giebt:

Es ist dem Heidentum wohl möglich, Gott zwar nicht über alles zu lieben, aber doch zu fürchten und danach zu handeln; und das genügt zur Seligkeit, denn es kommt nur auf die ehrliche aufrichtige Gesinnung an.

Zinzendorf geht, wie wir sehen werden, andre Wege. Aber die eigentümliche Färbung seines „munteren" oder „vergnügten" Christentums wird sich doch nur von dieser allgemeinen Zeitströmung aus verstehen lassen. Der ruhige männliche Ernst der christlichen Seligkeit, die an der Versöhnung durch Christus nicht nur ihren Rückhalt, sondern zugleich die Anleitung zu steter Wachsamkeit über die natürlichen Triebe besitzt, läßt sich an ihm nicht beobachten. Die Frommen unter seinen Zeitgenossen fühlten sich befremdet durch die „Leichtsinnigkeit," die sie in seiner Methode der Frömmigkeit wahrzunehmen meinten. Und auch seine heutigen Bewunderer vermögen es nicht in Abrede zu stellen, daß er im Heiligtum der Religion vielfach einem Tändeln und Spielen Zugang verstattet hat, das sich mit der tiefen sittlichen Weihe des Christenlebens nicht verträgt. In der sogenannten „Sichtungszeit" (etwa 1746—50) hat das zu den bedenklichsten Ausschreitungen in seinen Gemeinden geführt. Unter dem Vorgeben, der Schädlichkeit aller besondern Heiligungsmethoden entgegenzuwirken und nach Matth. 11,25 in echter Kindlichkeit die Seligkeit des Unmündigen zu erleben, gaben sich erwachsene Männer den kindischsten Albernheiten hin. Aber es geht doch nicht an, durch Berufung auf Luk. 22,31 die Mißerscheinungen dieser Zeit als eine vereinzelte Episode in Zinzendorfs Leben von seiner übrigen Wirksamkeit loszulösen. Vielmehr auch in seinen gesundesten Tagen zeigt der Graf überall einen verhängnisvollen Hang, die Seligkeit des Christen ohne stetige Rücksicht auf die niederbeugende Arbeit des sittlichen Lebens zu erfahren und andern zu vermitteln. Wenn man in Herrnhut und anderwärts Feste feiert, so ist des „Genießens" nicht nur zu viel, sondern die Ausbrüche plötzlicher Freude treten auch so unvermittelt auf, daß man nur schwer sich entschließen kann, sie ohne Einschränkungen als die Beweise christlicher Seligkeit gelten zu lassen. Nach siebenundzwanzig Jahren schreibt der Graf von einer solchen Feier:

In dieser Betrachtung des Mannes der Schmerzen sagte ihnen ihr Herz, daß er ihr Patron und Priester sein würde, der alle ihre Zähren

in Freudenöl und ihr Elend auf einmal in Seligkeit verwandle. Dieses feste Vertrauen machte sie in einem Augenblick zu einem seligen Volk.

Und das sind nicht etwa vereinzelte Kundgebungen. Vielmehr stellt Zinzendorf die Seligkeit des Christen ganz allgemein als einen solchen leichten, schnellfertigen Erwerb dar. Ihn zu ermöglichen, dazu sollen seine „Gemeinen" dienen: alle religiös in sich unklaren und unsicheren Seelen —

hätte man gern selig in der Zeit, daß ihnen das Leben leicht würde... Die Geschwindigkeit der Sache, das ist eigentlich der Plan.... Man kommt [in einer Gemeine] gleichsam von selbst ohne viel Weitläufigkeit und Bedenklichkeit zu der Seligkeit, in der Welt zu wandeln, wie er gewandelt... Es gehet von sich selbst...' [Denn die Seligkeit] gehört zur Gemeine, wie das Rechnen in die Rechenschule.

Sehr richtig, genauer als jeder andre Berichterstatter es vermöchte, hat demgemäß Zinzendorf den Unterschied zwischen einem „Pietisten, Spenerianer, Hallenser" und einem „Bruder," d. i. einem Anhänger seiner eignen Richtung dahin formulirt:

Jener hat gemeiniglich immer sein Elend vor Augen und blickt nur zuweilen zu seiner nötigen Aufrichtung nach Jesu Wunden, dieser hat immer die geschehene Versöhnung und Jesu Blut vor den Augen und thut nur zu seiner nötigen Demütigung zuweilen einen Blick in sein Elend.

Es braucht aber nur an die erste unter Luthers 95 Thesen erinnert zu werden, um festzustellen, daß dieses „zuweilen" mit der reformatorischen und urchristlichen Forderung nicht in Einklang zu bringen ist, daß das ganze Leben der Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei. Zinzendorf hat die Luft seiner Zeit geatmet. Und was andre neben ihm „weltlicher" Gesinnung und „weltlichen" Bestrebungen, das hat er seiner ausschließlich religiösen Geistesrichtung und Unternehmungslust dienstbar gemacht: eine in gutem wie schlimmem Sinne vergnügte, muntere, selige Lebensstimmung.

„Angeboren," so träumten die Zeitgenossen, sollte all die Herrlichkeit des inwendigen Menschen sein. Darum galt eine natürliche Religion, die jeder in sich selbst vorfindet, als genügend sichere Grundlage christlichen Glaubens. Das kirchliche Leben mußte unter dieser Voraussetzung schwer geschädigt werden. Denn es war ja hier jeder in der Lage, aus dem angebornen Besitz sich seine eigne Privatreligion herzustellen. Wie Leibnitzens Monaden keine Fenster und Thüren haben, also in keinen unmittelbaren Beziehungen zu einander stehen sollten — nur das Wunder der präftabilirten Harmonie hielt sie zusammen —, so mußte auch das kirchliche Leben auseinanderfallen, wo jeder seine eignen Wege ging und nur die unentrinnbare Macht der geschichtlichen Gewohnheit ein unverstandenes Band um die Vielen zog. Hier scheint der Zusammenhang zwischen Zinzendorf und der Aufklärung sein Ende erreicht zu haben und vielmehr nur der schrofffte Gegensatz übrig zu bleiben. Denn wer wüßte es nicht, wie hoch der Graf die religiöse Gemeinschaft geschätzt und wie ausschließlich er seine Frömmigkeit an die Person Christi, eine geschichtliche Größe, gebunden dachte? Allein wir haben doch schon gehört, wie übermütig er mit der geschichtlichen Vergangenheit umging, der er entwachsen war. Wir haben ebenso gesehen, wie er die immer nur langsam sich lösenden Aufgaben des sittlichen Lebens neben der gesuchten religiösen Seligkeit zu vernachlässigen geneigt war. Erst ein späterer Zusammenhang wird uns zeigen können, wie schwer dadurch alle christliche Gemeinschaft natürlicher Art geschädigt werden mußte. Hier fragt es sich, ob bei diesem teilweisen Auseinanderklaffen von Religion und Sittlichkeit auch nur die von ihm mit so großem Geschick angebaute religiöse Gemeinschaft in ihrem vollen Werte erkannt und festgehalten worden ist?

Die Antwort muß dahin lauten, daß er sie lediglich als Mittel zum Zweck geachtet hat:

Wenn der liebe Herr [Christus] auch sonst von niemand geachtet wird, so will ich mich doch an ihn anhängen und mit ihm leben und sterben. So bin ich viele Jahre kinderhaft mit ihm umgegangen, habe stundenweise mit ihm geredet wie ein Freund mit dem andern, und bin in der Betrachtung vielmal in der Stube auf- und abgegangen. In den Gesprächen mit ihm war ich selig.

Diese Seligkeit in der einsamen Ausübung der Frömmigkeit sticht nicht nur aus zufälligen Gemütsverschiedenheiten lebhaft ab gegen die Weise Luthers, der die Einsamkeit als seinen

ärgsten Feind zu fliehen pflegte. Ausdrücklich vielmehr erklärt Becker, indem er die „Herzreligion" des Grafen beschreibt:

Zu dieser Religion gehören nur zwei: Gott, und zwar in der Person Christi, und die menschliche Kreatur, das heißt die einzelne Menschenseele.

Im Verhältnis zu diesem Ziele erscheinen alle Banden, Gesellschaften, Gemeinden, die Zinzendorf sein Leben lang gegründet hat, wie gleichgiltige Mittel, die möglicherweise doch auch durch andre ersetzt werden könnten. Denn wer am Ziel angelangt ist, der ist in seiner Weise über jene Mittel hinausgewachsen. Und in der That, Zinzendorf hat mit dieser Möglichkeit gerechnet. Er äußert sich im Jahre 1751:

Ich bin ein Glied am Leibe Christi; kommt noch einer mehr dazu, gut. Wenn sie aber alle weggehen? Ich bins doch. Das ist die Force von unsrer Sozietät; sie mag aus Zehn Tausend bestehen oder es mögen nur zwei oder auch nur einer übrig bleiben —, so bleibt man immer mit Exekutor vons Heilands Testament unter dem Heiligen Geist.

Wie so ganz anders wußte Luther seinen Melanchthon zu trösten, als der ihm in Augsburg gar verzagen wollte! Wie stellt er da sich, den kleinen Heiligen für seine Person, der großen Sache Gottes und Christi gegenüber! Wie zeigt er da so unvergleichlich schön, was es heißt, an eine christliche Kirche auf Erden glauben:

So wir aber selbst keinen Glauben haben, warum trösten wir uns nicht zum wenigsten mit andrer Leute Glauben? Denn es kann nicht fehlen, es müssen etliche andre sein, welche an unsrer Statt glauben. Oder giebt es keine Kirche mehr auf Erden? Ist Christus nicht mehr mit uns, obwohl der Welt Ende noch nicht da ist?

Aus Zinzendorfs Bekenntnis klingt uns der schroffe Individualismus der Aufklärung entgegen, dem der Einzelne mehr galt als die Gemeinschaft, die eigne angeborene oder selbsterworbene Bildung, auch religiöser Art, mehr als die Geschichte, die uns trägt und aus der auch unser Glaube stammt. Wohl senken sich die Wurzeln gerade dieser Ueberschätzung der Einzelpersönlichkeit tief in die Zeiten des Pietismus und der Orthodoxie hinab. Wie aber Zinzendorf im ganzen, wenn man einen solchen Einschnitt in der Geschichte wagen darf, nicht diesen alternden, allmählich absterbenden Geschlechtern angehört, sondern einem jungen, neu aufstrebenden, so dürfen wir bei ihm auch diesen Zug unmittelbar seiner Verflechtung mit der Aufklärung anrechnen. Er hat gegen sie gekämpft, aber nicht ohne selbst von ihr aufs tiefste berührt zu werden. S E

Rembrandt als Erzieher

Unter dem Titel „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen" ist soeben namenlos ein Buch erschienen, das den Anspruch auf allgemeine Beachtung erhebt, und umso weniger in diesem Blatte übersehen werden darf, als auch mehrfach über Religion, Christentum und Christus Urteile abgegeben werden, in denen der Verfasser mit der größten Bestimmtheit auftritt. Das ist so überhaupt seine Art, und da er Reichtum an Kenntnissen, Gewandtheit in der Darstellung, künstlerischen Blick und oft auch gesunde Einsicht in viele verbesserungsfähige Zustände unsrer Bildung beweist, möchte es ihm leicht gelingen, mit seinen Behauptungen und Forderungen manchem zu imponiren, manchen auch wohl zu blenden und zu berauschen.

Originell ist schon der Gedanke, den er durchführen will und dem das Buch seinen Titel verdankt. Der Wissenschaft, die unser gegenwärtiges Geistesleben beherrscht, wird und soll ein Zeitalter der Kunst folgen, in welchem auf dem Boden des Volkstums die Individualität zu ihrem Rechte kommt, indem das Volk Einkehr in sich hält und aus dem Zustande der Ueberbildung und Halbbildung zur Natur zurückkehrt und zur Kunst sich emporhebt. Das Volkstum ist ausgeprägt in seinen größten Helden. Ein solcher ist angeblich für die deutsche Kunst Rembrandt. Die Betrachtung von dessen Gestalt soll also das neue Geschlecht zu dem erstrebten Ziele heranbilden.

Der Verfasser verleiht in der Ausführung seiner Gedanken und der Begründung seiner Ideen starken Sympathien und Antipathien Ausdruck. Er ist begeistert für alles Deutsche im

wahren, d. h. seinem Sinne, speziell für das Niederdeutsche, für Holland, Venedig und Schleswig-Holstein. Als Deutscher hält er es mit dem Protestantismus gegen den Katholizismus, mit der protestantischen gegen die katholische Kunst, mit dem deutschen gegen das römische Recht, mit deutsch-griechischer gegen romanisch-keltische Bildung. Er tritt ein für deutsche Treue, Echtheit der Gesinnung, Wahrheitsliebe und Vornehmheit, für Persönlichkeit, Charakter, Individualität und Natur, für rechten Konservativismus, echtes Bauerntum, wahre Aristokratie und pflichtbewußtes Königtum. Er schwärmt für Cromwell, Wilhelm von Oranien, Bismarck, Moltke, Goethe, Shakespeare, Hamlet, Hölderlin, Rembrandt, Swedenborg, Luther, Christus. Er verachtet Gottsched, Virchow, Mommsen, Helmholtz und alle andern Professoren der Gegenwart. Er haßt Erasmus, Voltaire, Zola, Dubois-Reymond. Er hält Lessing, Kant, Ranke für Geister zweiten Ranges. Er liebt die Kunst, und deshalb will er die Philosophie als Lebensweisheit, die Wissenschaft als Kunst, die Religion als Mystik. Er ist Idealist mit den besten Absichten, aber er ist Fanatiker ohne die Besonnenheit, die er doch selbst als die wesentliche Eigenschaft des echten Genies bezeichnet (Seite 212). Er hat viel Phantasie, aber er hält sie nicht in Zucht. Er hat geistreiche Einfälle, aber er läßt seiner Laune die Zügel schießen. Er hat ein gediegenes künstlerisches Urteil, aber sein eignes Buch entbehrt der Ordnung und Einheitlichkeit, die man von einem schriftstellerischen Kunstwerk verlangen muß. Er kommt vom einen zum andern, vom Hundertsten ins Tausendste; Wiederholungen vermeidet er nicht. Wo er konkrete Erscheinungen bespricht, erfreut er durch gesunde Auffassung und überrascht oft durch richtige Einsicht; aber das Gute, das er bietet, schädigt er selbst wieder durch Maßlosigkeit, Ueberspanntheit und Willkür. Bei aller scheinbaren Vielseitigkeit ist er doch einseitig und deshalb ungerecht. Oft sieht er nur den Splitter in der andern Auge, aber den Balken in seinem eignen Auge sieht er nicht. Er dringt auf Reformen, aber er selbst ist unfruchtbar. Greifbare Vorschläge und praktische Anleitungen sucht man vergeblich in seinem Buche. Denn wo er seine eignen Bestrebungen zu enthüllen versucht, verliert er sich ins Ziellose. Seine Ideale verschwimmen im Geiste, sein Geist in der Mystik, seine Mystik im Pantheismus. Sein Buch hinterläßt einen zwiefachen Eindruck. Teils freut man sich, ihm herzlich beistimmen zu können; teils empfindet man es peinlich, daß die Grenze zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen überschritten und der Spott herausgefordert wird.

Ein Neues soll in unsrer ganzen Bildung an die Stelle des Alten treten. Denn die Gegenwart bewegt sich in falschen Bahnen. Sie wird beherrscht durch eine Wissenschaft, die Alexandrinismus ist, weil sie in Spezialismus aufgeht und der Konzentration entbehrt. Das ist sowohl der Fall auf dem Gebiete der Natur, als auf dem der Geschichte. Dieser Einwand ist berechtigt, soweit die Wissenschaft den Anspruch erhebt, das Leben zu beherrschen und die Erziehung des jungen Geschlechts vornehmlich zu leiten. Der wissenschaftliche Spezialismus muß vom Jugendunterricht ferngehalten werden, wenn dieser gedeihen und nicht mehr das Ergebnis von Ueberbildung und Halbbildung haben soll, unter denen das gegenwärtige Geschlecht leidet. Darüber hat der Verfasser beherzigenswerte Worte gesprochen, und man muß es ihm danken, daß er diese Einsicht, die sich übrigens auch sonst, und gerade in den maßgebenden Kreisen immer mehr Bahn bricht, kräftig und begeistert vertreten hat. Aber der Mißbrauch der Wissenschaft durch schlechte Pädagogen und popularisirende Schriftsteller ist doch noch keine Instanz gegen den heutigen Betrieb der Wissenschaft selbst. Ohne den Spezialismus würde es überhaupt keine Naturwissenschaft geben, die dieses Namens würdig wäre, und der Verfasser verwertet ja selbst zu seinen Beweisführungen die neuesten chemischen Untersuchungen (Seite 281), verschmäht es auch nicht sich auf die sonst von ihm so sehr verachteten Professoren Helmholtz (Seite 287) und Virchow (Seite 291) beifällig zu berufen. Auch in den Geisteswissenschaften, insbesondre in der Geschichte ist der Spezialismus nicht etwa nur ein notwendiges Uebel, sondern die wertvolle Grundlage, die allein einer solchen Willkür vorbeugt, mit der der Verfasser die Geschichte fast auf die

Stufe der Mythologie herniederdrückt. Wer im Kleinen nicht treu ist, dem soll man auch nicht das Große anvertrauen. Und da nicht jeder die Gabe hat, die Geschichtsschreibung als eine Kunst auszuüben, worin allerdings auch andre als der Verfasser die höchste Leistung sehen, so finden die vielen Geschichtsforscher im Kleinen das Ziel ihrer bescheidenen, aber oft entsagungsreichen und aufopferungsvollen Arbeit in der Aufgabe, den wenigen Geschichtsschreibern im Großen in die Hand zu arbeiten.

So ordnet sich der Spezialismus von selbst den höhern Zielen der Wissenschaft unter. Aber was ist denn die höhere Aufgabe der Wissenschaft selbst? Der Verfasser will sie in der Kunst aufgehen lassen, und ohne Frage kann die Wissenschaft nur gewinnen, wenn ihre Erzeugnisse im Großen den Eindruck der Einheitlichkeit machen, der einem Kunstwerk eigentümlich ist. Dennoch wäre es für die Wissenschaft verhängnisvoll, wenn ihr Wert allein von der künstlerischen Gestaltung ihrer Ergebnisse abhängen sollte. Ihr Leitstern ist unerbittliche Wahrheit, und ihr Stoff das thatsächlich Gegebene. Dieser ihr natürlichen Objektivität muß sich die Subjektivität jedes ihrer Vertreter durchaus und mit Verzicht auf alle eignen geistreichen oder künstlerischen Liebhabereien unterordnen. Aber das thatsächlich Gegebene hat seine Grenzen, und ebenso der menschliche Geist, der die Gegenstände doch nur mit der Genauigkeit aufzufassen vermag, zu der er fähig ist. Also hat auch die Wissenschaft und haben die wissenschaftlichen Erkenntnisse ihre natürlichen Grenzen. Ueber diese hinaus liegt das Gebiet der Werturteile, auf dem zwar auch die Kunst, aber vornehmlich die Sittlichkeit und die Religion entstehen. Diese Erscheinungen des Geisteslebens wenden sich an das innere Empfinden, an die Person, an den Willen, an die Begeisterung des Menschen, sie wollen sein Leben beherrschen und den tiefsten Bedürfnissen seines Geistes Befriedigung, seinem Drange nach Thätigkeit die Richtung zum höchsten Guten und ewige Ziele gewähren. Der Verfasser kennt diese Begründung der Ueberlegenheit von Religion und Sittlichkeit über die Wissenschaft nicht, denn er weiß Religion und Sittlichkeit weder von einander noch von der Kunst zu unterscheiden. Alle drei gehen ihm durch einander, und jene beiden gehen ihm in der Kunst auf. Deshalb predigt er den Individualismus und die Natur, welcher der Einzelne folgen soll, getragen durch das Volkstum, dem er angehört, und gebildet durch die Betrachtung und Nachahmung solcher Männer, die als Muster für jenes Streben geeignet erscheinen. So kennt der Verfasser zwar einen Ausgangspunkt der Bildung, aber kein festes, vor allem kein gemeinschaftliches Ziel, nach dem auch andre Völker mitstreben. Jeder wird von ihm als Künstler und als Deutscher gedacht und soll sein Leben als solcher gestalten. Aber die andern Völker bestehen doch auch aus Menschen, und die wenigsten Deutschen sind Künstler. Für die große Masse der Menschen eignet sich also weder eine ästhetische noch eine mystische Auffassung des Lebens und seiner Ziele. Allein auf eine solche gestützt wird auch der künstlerische Individualismus zur Unsittlichkeit; denn zur Persönlichkeit und zum Charakter kann auch der individuellste Mensch nur werden, indem er sich der Gemeinschaft unterordnet und ihr mit seinen Gaben dient. Das muß aber als bewußtes Streben von jedem gefordert und nicht etwa bloß als stillschweigende Voraussetzung in verschwommenen Umrissen angedeutet werden. Eine Vertiefung des Volkscharakters, wie sie der Verfasser wünscht, ist gut; aber man darf davon nicht ins Ungewisse hinein Früchte erwarten wollen, sondern muß bestimmte und klare sittliche Ideale aufstellen, die jeder gemäß den besondern Verhältnissen seines individuellen Daseins erfüllen kann. Die Ehre ist kein allgemeines Prinzip der Sittlichkeit (S. 292), wie der Verfasser es will, schon weil die verschiedensten Berufsklassen einen verschiednen Begriff von der Ehre haben, und weil die Gefahr nahe liegt, daß jemand in die Behauptung unsittlicher oder nur relativer Güter seine Ehre setzt. Sittliche Ideale bietet aber auch die beste Kunst nicht, denn alle Kunst will Genuß, wenn auch die gute edeln Genuß bietet. Zum Genießen sind die Menschen aber nicht in erster Linie auf der Welt. Also hat sich auch die Kunst als Erzeugerin von Gegenständen, wenn auch des edelsten Genusses,

denjenigen Gebieten des Geisteslebens unterzuordnen, welche die Menschen zu ihrer höchsten Bestimmung führen. Das sind aber die Sittlichkeit und die Religion.

Die Richtung des Verfassers, die dieses Verhältnis bei seiner Bevorzugung der Kunst nicht zum Ausdruck zu bringen vermag, ist nichts andres als Romantik. Darüber ist er sich aber selbst nicht klar. Denn seine Kenntnis der Romantik scheint einigermaßen im Mißverhältnis zu seiner sonstigen Belesenheit zu stehen. Vor allem fällt es auf, daß ihm Schleiermacher ganz unbekannt zu sein scheint. Und doch berührt er sich mit dessen Jugendansichten ganz auffällig. Schleiermacher hat zwar von vornherein schon in dem Faktor der Gemeinschaft ein Gegengewicht gegen seinen Individualismus gehabt und später immer mehr zur Geltung kommen lassen. Auch bildet in Schleiermachers Reden das positive Christentum, dem er selbst anhing, den festen Hintergrund seiner vielfach ziellosen Vorschläge. Beides fehlt dem Verfasser. Aber wie er auf dem Boden der Mystik und des Pantheismus die Religion zur Kunst und die Kunst zur Religion zu machen bestrebt ist, verfolgt er nichts andres als Schleiermacher mit seinem Unternehmen, den gebildeten Verächtern des Christentums eine Kunstreligion zu empfehlen. Schon der Gegensatz beider gegen das Vorwiegen einer nüchternen, rein verstandesmäßigen Bildung in ihrem Zeitalter ist derselbe. Aber auch der von Schleiermacher erwartete Stifter der künftigen Kunstreligion findet sich wieder in dem von Hebbel übernommenen Begriff des Verfassers von dem „heimlichen Kaiser," der in der bevorstehenden Epoche der Kunst die tonangebende Rolle spielen und die deutschen Geister der Zukunft mit der Macht seiner Persönlichkeit beherrschen soll (S. 262). Bis dahin müssen die bisherigen Heroen des Geistes vorhalten, vor allen Rembrandt, über den der Verfasser geradezu ein Dogma aufstellt. Dieses ist beherrscht durch eine Art Aemterlehre, nach welcher Rembrandt Bauer, Künstler, König ist und in diesen Funktionen vorbildlich für den Deutschen sein soll (S. 125. 127). Anderseits steht sogar Dubois-Reymond Rembrandt gegenüber als ein Anti-Rembrandt (S. 103). Aber Rembrandt ist nicht der einzige Abgott des Verfassers. Besonders in den spätern Partien des Buches machen ihm andre diesen Rang streitig, so Goethe, der jetzt „gelesen, studirt, genossen, aber nicht gelebt wird," so Shakespeare und Luther, mit dem zusammen Goethe und Rembrandt heilige drei Könige sind, die unter dem führenden Stern Shakespeare dem wahren Heiland der Deutschen, d. h. der künftigen Kunstbildung ihre Huldigung darbringen (S. 169. 170). Daß bei solcher Theokrasie auch Christus nicht fehlt, wird keinen in Erstaunen setzen, der Weltanschauungen wie den Neuplatonismus kennt. Richtig ist zwar die Einsicht, daß Christus seinen Lehren dadurch Gestalt verlieh, daß er der Einzige war, der sie lebte (S. 34). Aber anderseits werden Christi „einzigartige Gestalt" und der olympische Zeus thatsächlich einmal (S. 234) als höchstes Dioskurenpaar bezeichnet, welches, „ein sterblicher und ein unsterblicher Gott, nach seiner äußern Erscheinung in einem und demselben Ei beschlossen" liegt, „in jenem deutschgriechischen Volkstypus von echt arischer Art." Ein andermal heißt es:

Was ist Mystizismus? Kindersinn, der sich aufs Weltganze richtet. „Novalis sieht aus wie eine junge Kuh," sagte jemand von ihm; und möglicherweise hatte Christus in seinem Aeußern etwas Aehnliches; meertiefe Subjektivität, wenn sie einem Menschen gegeben ist, nähert ihn dem tierartigen, ja pflanzenartigen Zustande (S. 238).

Solche Vorstellungen setzen natürlich den Pantheismus als religiöse Grundlage voraus, der auf S. 237 auch mit folgenden Worten bekannt wird:

Der deutsche „Allvater," der griechische „Vater der Götter und Menschen," der christliche „Vater unser, der du bist im Himmel" sind ihrem Ursprunge nach identisch. . . . Kindervölker haben Vatergötter.

Und:

Wie in einem Grashalm, so lebt der Geist Gottes auch in dem Stier, der ihn frißt; wer ihn anzurufen versteht, den nennt man einen Künstler (S. 235).

Der Verfasser sagt einmal, unsre Zeit habe im ganzen eine auffallende Aehnlichkeit mit der römischen Kaiserzeit:

Auch auf diese Orgie des Materialismus und der Trivialität folgte

einst ein spiritualistisches Erwachen, das Christentum. Auch damals trieb man Spiritismus; auch damals gingen die Geister dem Geiste voraus; gerade wie jetzt und vor der großen Katastrophe des achtzehnten Jahrhunderts (S. 86).

Der Vergleich mit der römischen Kaiserzeit ist auch schon von andern, so von Hatch, auf unsre Zeit angewendet worden. Während der Verfasser dabei aber den Spiritismus als Vorboten oder, wie er sonst oft sagt, Sturmvogel künftiger Dinge im Auge hat, legt sein ganzes Buch doch eine andre Analogie näher. So wie der Verfasser denkt, beweist, argumentirt, geschah es in der römischen Kaiserzeit von der ganzen gebildeten Welt, christlichen und heidnischen Neuplatonikern, von denen aber der Verfasser den letztern nähersteht als den erstern, da nur jene Pantheisten waren und Theokrasie trieben. Seine Methode ist nun auch ganz die damals allgemein übliche allegoristische, typische, symbolische, mit der man eben alles beweisen kann, was man will. Anfangs sträubt man sich zwar, die geistreichen Parallelen und Wortspiele des Verfassers ernst zu nehmen, aber bald wird man doch eines andern belehrt, und man kann jene wohlwollende Annahme nicht mehr aufrecht erhalten. Denn zu den verständlicheren allegorisch-typischen Versuchen, die sich jedoch im Unterschiede von ihrer Anwendung in dem Bildungsbereich des Neuplatonismus nun nicht mehr auf irgendwelche heilige Schriften und Ueberlieferungen, sondern auf die verschiedensten geschichtlichen, geographischen, ethnographischen Verhältnisse und auf Zitate und Sprichwörter aller Art mit blendender Willkür beziehen, kommen noch besondre geheimnisvolle Liebhabereien des Verfassers: so eine höchste Mathematik, in der „die Grundeinheiten als individuell, also stetig ungleich angenommen werden," „als die Rechnung mit dem Lebendigen oder als Wahrheitsrechnung" (S. 99), ferner der Rhythmus in der Politik, nämlich das „Element des Schrägen," das „zu dem Element des Geraden — der Symmetrie —, welches bis jetzt in Preußen herrschte," hinzutreten muß (S. 146), weiter eine Symbolik des Bluts und des Goldes (S. 281 ff.), und zahlreiche ähnliche Spielereien. Diese ersetzen dem Verfasser jeglichen Beweis für das, was er Neues will. Zwar scheint er sich selbst für einen Propheten zu halten (S. 250) und als solcher zu meinen, keiner Beweise zu bedürfen, wie die Grundlage, von der er ausgeht, daß gewisse Zeichen das Bevorstehen einer deutschen Kunstepoche andeuten, nur der Ahnung eines Sehers ihre Entstehung verdanken kann.

Aber über die Erwartungen des Verfassers wird ja die Zukunft entscheiden, und so mögen die Mitteilungen aus dem vorliegenden Buche zu seiner Charakteristik genügen. Diese werden gezeigt haben, daß die Anregungen des Verfassers, so wohlgemeint sie sein mögen, dennoch eben so unfruchtbar sind, wie seine Weltanschauung unklar und seine Beweismittel willkürlich. Dieser Mann wird dem Betriebe der heutigen Wissenschaft kein Ende machen, da er die Kräfte nicht versteht, die in ihr leben. Um so begreiflicher ist freilich der Abscheu, den er vor ihr empfindet. Nur stimmt die gehässige Art, mit der er gegen Männer von weit größern Verdiensten loszieht, als er sie jemals aufzuweisen haben wird, und mit welcher er sich sogar auf das „doktrinär bebrillte Gesicht eines Virchow" und auf die „kritisch zerfetzten Züge eines Mommsen" (S. 289) beruft, um diese Männer gegen seine Helden ins Unrecht zu setzen, sehr wenig zu der Vornehmheit, der er sonst das Wort redet und die er für sich persönlich recht eigentlich in Anspruch zu nehmen scheint.

O R

Die jüngste Vergewaltigung des Altkatholizismus in Bayern

„Es rast der See und will sein Opfer haben." Das ist die Ueberschrift über den Kultusbudgetverhandlungen, die von der bayrischen Zentrumspartei, im Zusammenhang mit der Münchner Katholikenversammlung vom September v. J., im bayrischen Landtage in Szene gesetzt worden sind. Und er hat sein Opfer erhalten! Zwar nicht das ursprünglich und eigentlich ins Auge gefaßte. Herr v. Lutz, der ἀνὴρ πολύτροπος*) an

*) d. i. der viel gewanderte, viel gewendete, viel gewandte Mann. Beiwort des Odysseus bei Homer. D H

der Spitze der bayrischen Staatsregierung, hat es auch diesesmal verstanden, seinen schwerbedrohten Ministersitz und sogar nachträglich sein vorläufig arg beschnittenes Kultusbudget zu retten. Er hat dem ultramontanen Moloch die Altkatholiken zum Opfer gebracht. Zwar nicht in der Weise, wie es unsre Kammerpatrioten durchaus wollten, nämlich auf Grund ihrer Verwerfung der vatikanischen Dekrete vom 18. Juli 1870. Das kann das gegenwärtige Kultusministerium, ohne einen staatsrechtlichen Selbstmord zu begehen, nicht thun. Aber der deutliche Wink, den Herr v. Lutz der bayrisch-katholischen Hierarchie gab, den bayrischen Altkatholiken durch den Nachweis ihrer Leugnung eines andern Dogmas beizukommen, fiel auf fruchtbaren Boden. Unterm 10. März erhielt das Kultusministerium von dem Kapitularvikariat des Erzbistums München-Freising eine „Vorlage" mit der Bitte:

Die königliche Staatsregierung möge endlich auch von ihrem Standpunkte aus die Altkatholiken als ausgeschlossen aus der katholischen Kirche betrachten und behandeln.

Selbstverständlich wurde eingangs des Schriftstückes als nächster und völlig ausreichender Grund dafür angegeben, daß sie die Aussprüche des Vatikanums vom Jahre 1870 im dritten und vierten Kapitel der constitutio dogmatica prima de ecclesia Christi verworfen hätten und deshalb allein schon „der von demselben Konzil angedrohten und ausgesprochenen größern Exkommunikation verfallen seien," die überdies vom Papst Pius IX. unterm 21. November 1873 „mit größter Feierlichkeit verhängt und vollzogen worden sei." Der interessante hierauf mitgeteilte Wortlaut dieses päpstlichen Bannstrahles ist folgender:

Wir sind gesetzet worden auf diesen höchsten Stuhl Petri zur Bewachung des katholischen Glaubens, damit die Einheit der allgemeinen Kirche bewahret und beschützet werde. Wir erklären gemäß dem Beispiele unsrer Vorgänger und den Regeln der heiligen Gesetze, kraft der Macht, die uns vom Himmel verliehen ward, daß die Wahl des Josef Hubert Reinkens gegen die Bestätigung der heiligen Kanones unerlaubt, umsonst und durchaus nichtig geschah und daß ihre Konsekration gotteslästerlich ist. Wir verwerfen und verabscheuen sie nicht bloß, sondern kraft der Autorität des allmächtigen Gottes exkommuniziren und anathematisiren wir diesen selben Josef Hubert und mit ihm alle diejenigen, die ihn zu wählen gewagt, die die Hände zu dieser gotteslästerlichen Konsekration geliehen, alle, welche mitgewirkt und, nachdem sie zu seiner Partei übergetreten, ihm Beistand, Gunst, Hilfe und Zustimmung erteilt haben. Wir erklären, verordnen und erlassen, daß sie von der Gemeinschaft der Kirche getrennt und unter die Zahl derjenigen gerechnet werden sollen, mit denen der Apostel allen Christen [!] den Verkehr und Umgang solchergestalt verboten hat, daß er vorschreibt (2. Joh. V. 10), ihnen nicht einmal mehr den Gruß zu entbieten.

Abgesehen davon aber leugnen die Altkatholiken nach der erzbistümlichen Eingabe, laut ihren offiziellen Religionsunterrichtsbüchern, den Ehren- und Jurisdiktionsprimat des römischen Papstes und das Dogma der unbefleckten Empfängnis, wofür freilich als einziger Beleg ein Artikel des altkatholischen Deutschen Merkurs, der nicht einmal ihr offizielles Organ ist, vom 22. Februar 1890 [!] angegeben wird.

Ohne diese Beschuldigungen auf ihre Wahrheit zu prüfen und ohne die Altkatholiken, die ja auch bei oder vielmehr vor ihrer Exkommunikation entgegen, wie Oberkonsistorialpräsident v. Stählin in der Reichsratskammer bemerkt hatte, den kanonischen Satzungen nicht gehört worden waren, zu hören, beeilte sich Herr von Lutz in einem Antwortschreiben vom 15. März 1890 dem gestellten Ansuchen zu willfahren. Allerdings wahrt dies Schreiben mit Entschiedenheit den bisherigen Standpunkt der Regierung betreffs des Vatikanums gegenüber den erwähnten Ausführungen der erzbischöflichen Schrift; allein es genügt dem Minister die Anführung der beiden dort aufgestellten weitern Thatsachen, die

in einer Weise, welche jede Bestreitung ausschließt [?], sofort liquid gestellt seien und von denen nach der denselben angefügten Entscheidung des zuständigen kirchlichen Richters jede einzelne das Vergehen der formalen Häresie in sich schließt und für die Beteiligten ipso facto — und auch durch Ausspruch in jener Schrift — die Ausschließung aus der Kirche zur Folge hat.

Auffallenderweise übergeht dann aber das ministerielle Schreiben die Beschuldigung der Leugnung des Dogmas vom Primat des Papstes vollständig und beschränkt sich bei der zweiten wegen der Leugnung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis unter dem Zugeständnis, „daß diesem eine wörtliche [!] Plazetirung niemals zu Teil geworden" sei, darauf, eine **thatsächliche** Plazetirung festzustellen durch den seinerzeit im Jahre 1866 von Seite der Regierung gegen den jenes Dogma leugnenden katholischen Priester Thomas Braun in Holzkirchen ausgeführten Vollzug seiner vom bischöflichen Ordinariat Passau ausgesprochenen Exkommunikation. Diesen Standpunkt, den auch ein oberstrichterliches Erkenntnis vom Jahre 1869 als zutreffend erkannt habe, halte die Staatsregierung heute noch aufrecht und fühle sich deshalb verpflichtet, den weltlichen Arm zum Vollzug der wegen Leugnung jenes Dogmas von Seite der Altkatholiken ausgesprochenen Exkommunikation zur Verfügung zu stellen. Demgemäß könnten „**vorerst** die innerhalb der Erzdiözese München-Freising wohnenden Altkatholiken von nun ab seitens der Staatsregierung nicht mehr als Mitglieder der katholischen Kirche betrachtet und behandelt werden," vielmehr hätten „die Rechte der Altkatholiken sich **vorläufig** nach § 2 der zweiten Verfassungsbeilage zu bemessen." Diese Ministerialentschließung wurde unter gleichem Datum unter abschriftlicher Beilage der beiden erwähnten Aktenstücke dem Ausschuß des bayrischen altkatholischen Landesvereins in München zugestellt.

Will man die Tragweite dieses äußerst rücksichtslosen ministeriellen Vorgehens gegen die Altkatholiken richtig bemessen, so ist 1. zu bedenken, daß ihnen nach dem § 2 der zweiten Verfassungsbeilage **bis auf weiteres alle und jede gemeinschaftliche Religionsausübung untersagt und nur die einfache Hausandacht gestattet** ist, daß sie 2. auf eine **Anerkennung als öffentliche Kirchengesellschaft** mit den dazu gehörigen Rechten und Vorzügen auf absehbare Zeit **bei uns niemals rechnen können**. Denn hierzu gehört verfassungsmäßig die von mindestens zwei Dritteilen der Stimmen in jeder Kammer unsers Landtages ausgesprochene Zustimmung des letztern. Wann ist je auf eine solche Zweidrittelmehrheit in unsrer Abgeordnetenkammer zu rechnen? So müssen sie sich als sogenannte **Privatkirchengesellschaft** konstituiren, denen, gleichfalls verfassungsgemäß, die freie Ausübung ihres Privatgottesdienstes in gewissen dazu bestimmten Räumen und die Ausübung ihrer religiösen Gebräuche zwar gewährt ist, jedoch ohne Benützung von „Glocken oder sonstigen Auszeichnungen, welche Gesetze oder Gewohnheit den öffentlichen Kirchen angeeignet haben," und ohne daß ihre Geistlichen wie die der letztern „die Rechte und Achtung öffentlicher Beamten" genießen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß man überdies von ultramontaner Seite aus alles in Bewegung setzen wird, um den Altkatholiken auch die Anerkennung als Privatkirchengesellschaft zu erschweren und sie womöglich ganz zu hintertreiben. Rom hat kein Interesse dafür, den Altkatholizismus auch nur in dieser Gestalt fortexistiren zu sehen, es will ihn **einfach vernichten**. Bayern hat die Ehre, dabei vorangehen zu dürfen. Umso rücksichtsloser und verwerflicher erscheint aber die ministerielle Handlungsweise, als der Vollzug der erlassenen Entschließung sofort, ohne Aufschub und ohne Fristbestimmung, „ohne jenes Maß von Schonung, welches die beleidigte irdische Gerechtigkeit selbst Uebelthätern zu gewähren pflegt," wie sich ein bayrisches Blatt zutreffend ausdrückt, angeordnet ist **unmittelbar vor dem heiligen Osterfeste!**

Die Altkatholiken empfinden selbstverständlich diesen von ihnen keineswegs erwarteten Schlag schwer. Gleich am 15. März beschloß der Ausschuß ihres Landesvereins zwar, sie wollten sich als verfassungsgetreue Unterthanen dem ministeriellen Entscheid fügen und sich zunächst und vorläufig nach dem oben angegebenen § 2 der zweiten Verfassungsbeilage richten; zugleich wendete er sich aber mit der dringenden Bitte an die königliche Staatsregierung, dieselbe wolle mit Rücksicht auf die durch den **unmittelbaren** Vollzug derselben ihren Glaubensgenossen erwachsende Gewissensbeschwerung gestatten, daß sie bis zum endgiltigen Entscheid über ihre künftige rechtliche Stellung ihre Gottesdienste wie bisher fortsetzen und kirchliche Beerdigungen vornehmen dürften.

Bis zum 19. März war eine Antwort auf die Eingabe noch nicht eingelaufen. Mit Rücksicht darauf und auf

die kommenden Landtagsverhandlungen beschloß eine am gleichen Tage abgehaltene Generalversammlung des Landesvereins unter Gutheißung der von ihrem Ausschuß unternommenen Schritte vorerst nur eine öffentliche Rechtsverwahrung erscheinen zu lassen. Aus den Verhandlungen dieser Generalversammlung geht übrigens hervor, daß die bayrischen Altkatholiken fest entschlossen sind, treu und unentwegt bei ihren bisherigen Anschauungen auszuharren und energisch für ihren Glauben und ihr Recht zu kämpfen.

In einem zweiten Artikel gedenken wir über den weitern Verlauf dieser hochinteressanten und bedeutsamen Episode zu berichten und damit zugleich einen kurzen Rückblick auf die bisherige Geschichte der bayrischen altkatholischen Bewegung in ihrem Zusammenhange mit der Entwicklung des gesamten deutschen Altkatholizismus zu verbinden. K-N

Die evangelische Gemeinde Sofia

Aus Soga kommt die schmerzliche Nachricht, daß nunmehr auch der badische Oberkirchenrat es abgelehnt hat, der dortigen evangelischen Gemeinde den Anschluß an die heimische Landeskirche zu gewähren. Da an der Geneigtheit dazu weder beim badischen Oberkirchenrat noch bei den sonstigen Instanzen gezweifelt werden kann, bleibt als einziges Hindernis das auswärtige Amt des Deutschen Reiches übrig. Es leuchtet ein, daß jeder fernere Versuch der Gemeinde Sofia, an eine deutsche Landeskirche sich anzuschließen, auf das gleiche Hindernis stoßen würde. Es ist niederschlagend, daß unsre vielgepriesene auswärtige Politik das Kunststück oder sollen wir sagen das Wagnis nicht fertig bringt, dem einfachen Verlangen unsrer Landes- und Glaubensgenossen in Bulgarien eine Brücke zu schlagen. Die Gemeinschaft des Staates mit der Kirche erweist sich hier offenbar als eine drückende Fessel.

Unsre Brüder in Sofia bitten wir in ihrer Notlage den Mut nicht sinken zu lassen, sondern in neuer und verstärkter Opferfreudigkeit den Ernst ihrer christlichen Gesinnung zu bewähren. „Ich bin geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden," rühmt der Apostel (Phil. 4, 12).

Unsre Freunde in der Heimat aber bitten wir, dieser vom Deutschen Reiche im Stiche gelassenen Gemeinde mit brüderlichem Herzen und offener Hand beizustehen und nicht nur selbst zu geben, sondern auch Vereine und weitere Kreise zu Sammlungen für sie zu erwärmen. Die Geschichte der Gemeinde liegt in diesen Blättern vor: vgl. Nr. 14 und 20 des vorigen dritten Jahrgangs, auch Nr. 4, 9, 14, 22, 28 des ersten Jahrgangs. Der Herausgeber wird die Gaben gern vermitteln. Versagt der weltliche Arm, so soll die Bruderliebe um so mehr triumphiren. R

Berliner Arbeiterbibliothek

3. Sozialistische Geschichtsdarstellung

Die Geschichtschreibung der Sozialdemokratie ist insofern eine rein materialistische, als sie den Verlauf der Weltgeschichte nur als Folgeerscheinung von Veränderungen in Produktion und andern ökonomischen Verhältnissen anzusehen pflegt. Friedrich Engels, der Mitarbeiter von Karl Marx, hat diese Geschichtsauffassung in einer Broschüre über „Ludwig Feuerbach und den Ausgang der klassischen deutschen Philosophie" (Stuttgart, bei Dietz, 1888) als weitere Fortführung der Gedankenreihe Hegels hingestellt. Was Hegel als Ideologe begonnen hat, das wollen Engels und seine Freunde materialistisch hinausführen.

Ein Beispiel, in welcher Weise dies gemeint ist, hat Engels selber gegeben in dem Büchlein: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" (Stuttgart, bei Dietz, 1889, dritte Aufl.). Es ist etwas schwer genießbare Kost, aber für den, dem an Verständnis für die historischen Voraussetzungen der sozialdemokratischen Lehre gelegen ist, fast unentbehrlich. Insbesondre bitten wir die Philologen unter unsern Lesern, dieses Erzeugnis zu beachten, da es sich eingehend mit der griechischen gens, mit der Entstehung des athenischen Staates, mit gens und Staat in Rom und mit beidem bei Kelten und Deutschen beschäftigt. Es wird in unsern Tagen gewiß nicht überflüssig sein, wenn die Lehrer der gebildeten Jugend diese gegen die sozialdemokratische Darstellung der ältern und neuern Geschichte dadurch wappnen, daß sie sich offen mit ihr auseinandersetzen.

Auch die Hefte der Berliner Arbeiterbibliothek enthalten mehrfach historischen Stoff. Zwar Heft 4 „Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune" und Heft 5 „Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung" ist im allgemeinen nur Personal- und Parteigeschichte der französischen Freunde Bebels und daher für uns ohne tieferes Interesse. Höchstens verdient erwähnt zu werden, daß Luise Michel zu den edelsten, lautersten, selbstverleugnendsten Charakteren gehört, die der Kampf ums Recht je auf die Bühne der Geschichte geführt hat, daß sie aber mit ihrem bloßen Gefühlssozialismus ohne die solide Basis einer ökonomischen und geschichtlichen Durchbildung keine bleibenden Wirkungen hinterlassen kann.

Viel prinzipieller sind Heft 6 „Die Hausindustrie in Deutschland" und Heft 7 „Junker und Bauer. Zur Entwicklung unsrer Agrarverhältnisse," beide von Paul Kampffmeyer, zwei Agitationsschriften von schwer zu bekämpfender Wirkung.

Da beide Heftchen etwa in derselben Art und Weise angelegt sind, genügt es, wenn wir hier nur eins von ihnen in kurzem Auszuge wiedergeben:

Wie ein Märchen aus uralter Zeit wird heute dem Bauer die Geschichte seiner Vergangenheit erscheinen, denn fast unglaublich ist es, daß der heutige unselbständige, vom Landrat, Pfarrer und Gemeindevorsteher willkürlich geleitete Mann der Nachkomme jener starken, gemeinfreien Bauern ist, die einst mit kräftiger Hand ihre wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse selbst gestalteten. Einst gehörte ihnen gemeinsam Wald, Wiese und Weide, kurz das gesamte Land mit Ausnahme dessen, was den einzelnen Genossen zur Nutznießung oder zum Eigentum überwiesen war. Frei fischten alle berechtigten Mitglieder der Gemeinde in den Strömen und Seen, frei jagten sie in den Gemeindewäldern. Gervinus lobt in seiner Geschichte der Nationallitteratur die poetische Kraft jener alten Bauern, und Schmoller hebt die Wohlhabenheit des deutschen Bauern vom elften bis vierzehnten Jahrhundert rühmend hervor.

Der Kommunismus jener glücklichen Vergangenheit war aber keineswegs das Produkt großartiger, schwärmerischer Gefühle, sondern beim damaligen Zustande der Landwirtschaft nüchterne wirtschaftliche Notwendigkeit. Er ging in dem Maße zu Grunde, als die Macht der Feudalherren wuchs. Zuerst zwar konnte die Ausbeutung der dienstpflichtig gewordenen Bauern sich nicht ins Ungemessene steigern, da die adligen Herren mit einem Uebermaß erzwungener Naturalien selbst nichts hätten anfangen können. Erst als durch die Entwicklung des Warenhandels der Adel das Bedürfnis hatte, sich durch Verkauf der Landesprodukte die Erzeugnisse des aufblühenden Handwerkes anzueignen, nahmen die Dienste, Abgaben und Leistungen des Bauernstandes immer mehr zu. Zugleich suchte nun der Feudalherr, um seine ertragreich werdende Wirtschaft abzurunden, den Bauer auszukaufen oder zu „legen." Damit er aber für sein abgerundetes Besitztum Arbeitskräfte behielt, führte er die Leibeigenschaft ein. Den Vorgang des Bauernlegens im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verfolgt nun der Schriftsteller mit einzelnen Nachweisen aus Rügen, Pommern, der Mark, Schlesien, Ostpreußen u. s. w., um mit dem Satze zu schließen:

Durch einen gewaltsamen Expropriationsprozeß sind daher zum großen Teil die Rittergüter der preußischen Monarchie gebildet worden.

Die Macht des Adels wuchs so sehr, daß auch die Bauernschutzgesetzgebung Friedrichs II. keine nennenswerten Erfolge erzielte.

Ein hochadliger Herr, Herrmann, Graf zu Dohna, charakterisirt einmal sehr treffend diese gute alte patriarchalische Zeit. „Es war die gute alte Zeit, wo die Gutsherren den größten Teil ihres Lebens der

Jagd und der Gastfreiheit für ihre Standesgenossen widmeten; wo sie eine Ehre darin suchen mußten, ihre Gäste unter den Tisch zu trinken; wo aus den Fenstern des herrschaftlichen Schlosses Jubel und Becherklang ertönte und unter den Fenstern der Stock des Fronvogts schwirrte."

Der Wiederaufbau des Bauernstandes soll nun durch die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung erfolgt sein. Es kann aber an der Hand eines Werkes von Professor Knapp in Straßburg nachgewiesen werden, wie die schöne Legende von der Rettung und Wiedergeburt des Bauernstandes in ein Nichts zerfließt, sobald man ihr genauer nachgeht. Es wurden nämlich auf die eigentümlichen Eigentumsformen des bäuerlichen Besitzstandes mit einemmale die Definitionen des römischen Rechts vom Eigentum angewendet und dadurch dem Ritter ein Eigentumsrecht zugesprochen, das historisch wenig Grund hatte. Ferner wurden auch in den Fällen, wo der Bauer eine „Regulirung" beanspruchen konnte, die Bedingungen dafür so aufgestellt, daß viele Bauern gerade durch die Maßnahmen der Regierung zu Tagelöhnern herabsanken. In welchem Geiste der Adel die Regulirung auffaßte, zeigt eine Aussage der Gutsbesitzer des Stolpschen Kreises:

Unsre Güter werden uns zur Hölle werden, wenn unabhängige bäuerliche Eigentümer unsre Nachbarn sind.

Das aber, was durch das Edikt von 1811 immerhin noch möglich gewesen wäre, wurde durch die Deklaration von 1816 derartig gehindert, daß nach dem Gesetz von 1811 nicht weniger als 161000 Bauern in Pommern, Schlesien, Brandenburg und Preußen zu Eigentümern werden konnten, aber infolge der Deklaration nur 45493 dies Glück erlangten.

Im Ganzen entstanden durch die berühmte preußische Agrargesetzgebung bis 1848 nur 70582 erbliche Eigentümer, und 289651 Bauern befreiten sich von feudalen Lasten und Diensten. Diese Bauern erkauften sich mit riesigen Geldsummen und Naturalrenten und einer gewaltigen Einbuße an Land ihre „Freiheit."

Sie traten 1533050 Morgen Land an den Adel ab, zahlten an Kapital 18544766 Thaler und an jährlichen Renten 1599992 Thaler in Geld und in natura 249436 Scheffel Roggen und 10633 Scheffel in Hafer, Weizen und Gerste. Es wurden hierdurch 5978295 Spanndiensttage und 16869824 Handdiensttage abgelöst!

Als dann die Revolution von 1848 kam, waren nur noch wenige Bauern zu retten und zu freien Eigentümern zu erheben, sie waren bereits vernichtet worden.

Schlägt man die Geldsummen, die Renten zusammen, berechnet man den Kapitalwert des abgetretenen Landes, so erhält man ein Kapital von 213861035 Thalern. Sage: 213 Millionen Thaler hatte der Bauer für ein Teil des Landes zu zahlen, der ihm einstmals vor dem Zeitalter des Bauernlegens und der Agrargesetzgebung gehört hatte, und für die Ablösung von Lasten, die ihm teilweise erst in den letzten Jahrhunderten durch brutale Unterdrückungsmaßregeln aufgezwungen waren. —

Es kann sich für uns nicht darum handeln, inwieweit eine derartige Geschichtsdarstellung den Thatsachen entspricht. In dieser Hinsicht können nur Fachleute ihr Urteil abgeben. Was wir aber bei der Lektüre dieses Heftchens empfinden, ist ein Grauen vor der Macht des Hasses, der durch eine solche Vorgeschichte ihres Standes in die Gemüter der kleinern Bauernschaft hineingeworfen werden kann. Dieses Heft kann, durch den Mund eines Agitators lebendig gemacht, eine Glut von Mißgunst gegen den Großgrundbesitz entfachen. Haß aber und Mißgunst sind auf jeden Fall zu bekämpfen, auch wenn sie, geschichtlich angesehen, nicht ganz unbegreiflich sein sollten. Es scheint nötig, daß dem Landvolk ein geschichtliches Material zugeführt werde, das womöglich der sozialdemokratischen Geschichtsdarstellung zuvorkommt. Denn wer dem Bauernstande zuerst seine Geschichte schreibt, wird sie ihm am nachhaltigsten einprägen können. Es wäre gut, wenn durch Schule und Kolportage in dieser Richtung etwas geleistet werden könnte.

F N

Schwester Dora

Ein englisches Diakonissenleben

1

Selig ist, wer seinen Beruf erkannt hat; er begehre keiner andern Glückseligkeit. Er hat Arbeit und wird sie leisten; er hat einen Lebenszweck und wird ihn erfüllen. Carlyle

Bei dem Interesse, das sich in letzter Zeit immer reger der Diakonissensache zuwendet, und bei dem Bestreben, auch auf diesem Gebiete einem freiern Luftzuge Durchgang zu verschaffen, möchten wir die Aufmerksamkeit aller, die sich für diese Dinge interessiren, auf die großartige und doch so sympathische Gestalt einer englischen Diakonissin hinlenken. Ihre Thätigkeit greift hinüber auf das soziale Gebiet, und wie sie für ihre Person und durch ihre Persönlichkeit diese brennende Frage praktisch gelöst hat, verdient heute mehr wie je der Beachtung. Wen aber beim Lesen einer Biographie vorzugsweise das psychologische Interesse leitet, wer gern den vielfach verschlungenen Fäden nachspürt, aus denen Kette und Einschlag des Lebensgewirkes gewoben sind, wird hier auch seine Rechnung finden.

Das Buch, dem wir unsre Geschichte entnehmen, ist keine neue litterarische Erscheinung. „Sister Dora, a biography", ein Lebensbild aus dem englischen Diakonissenleben von Margaret Lonsdale, erschien bereits im Jahre 1880 in der Tauchnitzschen Ausgabe. Doch hat es keine so allgemeine Verbreitung gefunden, wie zu wünschen wäre. Wohl ist es hübsch und ansprechend geschrieben und hat nur den Fehler, weil es zu bald nach dem Tode der Heldin veröffentlicht wurde, zu vieles aus ihrem persönlichen Erleben zu verschweigen oder bloß anzudeuten. Freilich dürfen wir nicht unsern deutschen Maßstab anlegen. Denn wenn die Engländer uns auf dem Gebiete der Romanlitteratur überlegen sind, so sind wir es sicherlich auf dem der Lebensbeschreibungen. Wir weisen nur hin auf die hier besonders nahe liegenden, so musterhaft mit der Zeitgeschichte verarbeiteten „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx," der zuletzt altkatholischen Oberin des St. Johannishospitals zu Bonn (Gotha, F. A. Perthes). Schwester Dora hat, bei aller nationalen und individuellen Grundverschiedenheit, manche Züge mit der katholischen barmherzigen Schwester gemein, z. B. den des Humors als Lebenskraft und die unter dem Schleier wie dem Häubchen gleich seltene Vorurteilslosigkeit. Aber die Stimmen gegen ihr Lebensbild erhoben sich nicht wegen der Mängel der Darstellung, sondern zumeist aus Diakonissenkreisen selbst, weil ihre Gestalt nicht in den Rahmen eines Diakonissenhauses paßt. Sie ist zu groß, zu eigenartig, um die Fesseln einer vorgeschriebenen äußerlichen Heiligkeit zu tragen. Eine geborne Herrschernatur, ein „Einspänner," wie ein ihr befreundeter anglikanischer Bischof sie bezeichnete; wohl ein „Einspänner," aber von so edler Rasse, daß er an Ausdauer und Leistungsfähigkeit eine ganze Koppel Ackergäule übertrifft!

Das Buch zeigt uns die Wirkungen, die von einer einzigen Frau ausgegangen sind, die ihr ganzes Leben in den Diakonissendienst gestellt und alle ihre reichen Gaben: Schönheit, Gesundheit, Geist, praktischen Verstand, Phantasieleben und Menschenkenntnis ausgenützt hat, um das Elend und die Verkommenheit unter einer Arbeiterbevölkerung zu heben oder doch zu lindern; die sich ein Gebiet nach dem andern erobert in den Herzen und Häusern, bis hinein in die Höhlen des Lasters; die gestachelt von dem Wort: „Was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan," sich nie genug thun konnte; die nicht allein die Wunden des Leibes verband, sondern eben so geschickt den wunden Punkt im sittlichen Leben ihrer Kranken zu finden und oft zu heilen wußte; nach der im Beginn ihrer Wirksamkeit mit Steinen geworfen wurde, und der im Tode die Bewohner ganzer Ortschaften das Geleit gaben; nach deren Tode Legenden entstanden, daß sie Wunder gewirkt und Visionen gehabt habe, und deren Andenken wie das einer Heiligen gehalten wird. Ja, wahrlich eine Heilige, nur ohne die Langeweile schablonenhafter Heiligkeit. Eine evangelische

Christin, die ihr Menschsein voll und ganz ausgelebt hat, beglückt und beglückend, auch in diesem Beruf ihre Individualität zu behaupten wissend. Nicht ohne Fehler, große Schwächen und Irrungen, die aber nur die Kehrseite ihrer Vorzüge und ihrer Größe waren. Dürfen wir doch nach Herder auf „diesem mittelmäßigen Planeten auf nichts als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und auf die noch viel zweideutigere Menschentugend rechnen“!

Wir wollen nun in kurzem ihren Lebensgang nachzeichnen.

Ch B

Bücher und Schriften.

(Der Fuldaer Hirtenbrief) hat eine ganze Litteratur hervorgerufen Man darf sagen, er ist gründlich und ganz beantwortet worden. Von dem durch Proffessor D. Witte in Pforta verfaßten Offenen Briefe an die römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im deutschen Reiche, den wir in Nr. 52 vorigen Jahres warm empfohlen haben, waren Ende Februar 55000 Stück verkauft. Er eignet sich vorzüglich zur Massenverbreitung und kostet 2 Pfennige, zu 500 bezogen 1 Pfennig. Mehrfach haben wir des Schriftchens von Superintendent Meyer in Zwickau gedacht: Der Fuldaer Hirtenbrief und die Thatsachen. (Barmen, Klein; 10 Pfennige). Seitdem ist erschienen: Der Fuldaer Hirtenbrief im Lichte der Thatsachen. Vortrag von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pfarrer in Erfurt. (Erfurt, Bartholomäus; 44 S.; 40 Pf.). Endlich liegt uns vor: Der Fuldaer Hirtenbrief der deutschen Bischöfe und die Wahrheit. Von Joseph Bachstein, cand. theol. evang., vormals katholischem Pfarrer zu Greifswald. (Leipzig, Karl Braun; 66 S.; 75, bei Bezug von 100 Stück und mehr 50 Pf.). Diese Schrift wird um des Verfassers willen besondre Aufmerksamkeit erregen. Alle genannten aber empfehlen wir der Beachtung unsrer Leser und zur Verbreitung besonders in den Kreisen, die sich von der bischöflichen Kundgebung haben imponiren lassen.

R

(Was ists mit der Lehre vom Fegfeuer?) Diese Frage beantwortet der bewährte Herausgeber des Rheinisch-westfälischen Gustav-Adolf-Blatts, Pastor Therlinden von Duisburg in einem volkstümlichen Schriftchen, dem wir weite Verbreitung wünschen. Es ist erschienen bei Joh. Ewich in Duisburg und sind zu haben 1 Stück für 25 Pf., 25 für 5,50, 50 für 8,50, 100 für 15, 500 für 60 Mark. Zwei katholische Darstellungen des Fegfeuers sind im Bilde beigegeben.

R

Zur Beachtung

(Mitarbeiterverzeichnis) Der heutigen Nummer liegt ein Verzeichnis unsrer Mitarbeiter bei, sofern sie bis zum 1. April 1890 größere oder regelmäßige (zum Teil noch ungedruckte) Beiträge geliefert haben. Aus den beigefügten Buchstaben, mit denen die Verfasser zu zeichnen pflegen, wird der Leser den Urheber jedes Artikels feststellen können, da ungezeichnete Artikel in diesen Spalten ganz seltene Ausnahmen sind. Wir sind grundsätzlich gegen die Namenlosigkeit, die leider in unsrer kirchlichen wie in der profanen Zeitungsschriftstellerei noch die Regel bildet. Wenn wir gleichwohl nicht jeden einzelnen Artikel mit voller Namensunterschrift versehen, so bestimmt uns dazu die Erwägung, daß das Fragen nach der Person nur zu leicht die Wirkung der Sache beeinträchtigt. Dem berechtigten Interesse unsrer Leser an der Person kommen wir durch alljährliche Veröffentlichung unsrer Mitarbeiterverzeichnisse entgegen. Jeder Leser, auch wenn er nicht auf eigne Kosten das Blatt hält, bekommt von der Verlagshandlung das Verzeichnis unentgeltlich zugeschickt, wenn er unter deutlicher Angabe seiner Adresse darum nachsucht.

(Probenummer) Die heutige Nummer ist als Probenummer in größerer Auflage gedruckt. Wir bitten unsre Freunde davon Gebrauch zu machen. Auch seien die monatlichen Probeabonnements angelegentlich empfohlen. Auf mancherlei Anfragen teilen wir gern mit, daß die Zahl der Besteller im Laufe des vorigen Quartals auf 2932 gestiegen ist, in Anbetracht der Erhöhung unsrer Haltegebühr eine sehr erfreuliche Thatsache. Wir möchten aber in diesem zweiten Quartal die 3000 gern überschreiten.

(Einbanddecken) zum ersten, zweiten und dritten Jahrgang sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Ebenso ist der erste Jahrgang in Nummern, der zweite geheftet für 6 Mk., auf gleichem Wege zu haben. Vom dritten Jahrgang sind nur die beiden letzten Quartale noch vorrätig; die beiden ersten werden gern durch die Verlagshandlung zurückgekauft. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden, ebenso das erste Quartal des laufenden Jahres für 2 Mark.

(Nachbestellungen bei der Post) nach Ausgabe der ersten Nummer eines Quartals werden von der Post nur mit einem Preiszuschlage von 10 Pfennigen ausgeführt. Trifft beim Vierteljahreswechsel trotz rechtzeitiger Bestellung das Blatt nicht rechtzeitig ein, so ist bei der beteiligten Postanstalt, nicht bei der Verlagshandlung darüber Beschwerde zu führen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ich suche für die Seemannsmission im Humberdistrikt einen womöglich in einem Bruderhaus ausgebildeten gewandten und praktischen Mann, dem das Christentum Herzenssache ist und der Andachten halten könnte. Gehalt etwa 1600 Mark. 1/4 oder 1/2 jährl. Kündigung. Meldung mit Angabe der bisherigen Thätigkeit und etwaiger Empfehlungen.

14 Story Street Hull
Pastor E. Horst.

Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Brauchen wir ein neues Dogma?

Neue Betrachtungen über Glaube und Dogma
von
D. Julius Kaftan
Professor der Theologie in Berlin
erste und zweite Auflage
1890. gr. 8° Format geheftet Preis 75 Pfg.

Diese Schrift, ein Abdruck aus der „christlichen Welt“ ist eine Fortsetzung und weitere Ausführung der im vorigen Jahre in drei Auflagen unter dem Titel „Glaube und Dogma“ (Preis 60 Pfg.) erschienenen.

Bielefeld u. Leipzig. **Velhagen & Klasing.**

Von allen Seiten warm empfohlen!
† Goldene Ähren. †
Tägliche Andachten aus Gottes Wort
Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter in Leipzig.**

Im Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart ist soeben erschienen:
Karl Gerok.
Ein Bild seines Lebens und Wirkens
von
Dr. Herm. Mosapp
Diakonus.
Mit dem Bildnis Geroks in Lichtdruck
Elegant broschirt M. 1.—
fein gebunden M. 1.50.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Trost und Weihe.
Reden und Predigten
von
Karl Gerok.

Inhalt:
I. Für's Haus. II. Für die Gemeinde. III. Für die Werke der Liebe.

19 1/2 Bogen. 8°. In feinster Ausstattung. Preis geh. 3 Mk., in Leinen geb. 4 Mk., in Halbfranz geb. 5 Mk.

Einige Wochen vor seinem Heimgang hat Karl Gerok den von vielen Seiten und seit langen Jahren an ihn ergehenden Bitten Folge leistend die Herausgabe eines Bandes von Kasualreden zugesagt und mit dem Verleger vereinbart. Auf seinem Schreibtisch fand sich denn auch nach seinem Tode nicht bloß eine Sammlung verschiedener Reden, die er für das Buch bestimmt hatte, sondern auch ein Plan über das, was er darin zu bieten gedachte. Es war somit dem Sohne für rasche Hinausführung des Werkes in der Hauptsache die Richtung schon vorgezeichnet.

Der Herausgeber giebt sich der Hoffnung hin, ein Buch bieten zu dürfen, das nicht bloß den Amtsbrüdern dient, sondern auch Erbauung suchenden Häusern und Herzen, die sich an Karl Geroks Art erfreuen, lieb wird. Der Verleger hat alles gethan, auch durch die äußere Ausstattung des Buchs dem verewigten Prediger und Seelensorger ein würdiges Denkmal zu setzen und dem Buch Eingang in der Gemeinde zu verschaffen.

Was diese Reden den Hörern seinerzeit so reichlich gespendet haben, was der Sohn bei ihrem Sammeln so tief empfinden durfte, das möchten sie, wie ihr Name sagt, nun auch einem weiteren Leserkreise mit Gottes Hilfe bringen dürfen:

Trost und Weihe!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu 1 litterarische Beilage von J. H. Schorer, Verlagsbuchhandlung in Berlin, sowie das Verzeichnis der Mitarbeiter der Christlichen Welt